Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 39 Marburg i. H., den 26. September 1912

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Herrschen und Dienen — Zur Psychologie des oberkirchenrätlichen Urteils — The Case of Richard Meynell (Mrs. Humphry Ward). Schluß — Hygiene und Protestantismus. Eröffnungsrede bei der hygienischen Ausstellung in Mediasch — Von Siebenbürgen — Unter allerlei Kanzeln (Hesselbacher, Josephson, Pank, Dibelius, Baumgarten, Wurster) — Verschiedenes: Wir zeugen vom lebendigen Gott (Eugster u. A.); Wir Christen von heute (Beißwänger); Moralstatistik des Königreichs Sachsen (Forberger); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Herrschen und Dienen

Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten den Herren spielen und ihre Mächtigen Gewalt ausüben. Aber so soll es unter euch nicht sein; sondern wer groß werden will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch will der Vornehmste werden, der soll aller Knecht sein.
Markus 10, 42—44.

Resigniert, fast bitter klingt das Wort Jesu über die weltlichen Fürsten. Er hatte wohl Ursache zu solchem Urteil; denn was sein armes Volk zu seiner Zeit an Machthabern erlebt hatte, mochten sie sich Juden nennen, mochten es Römer sein, das spielte den harten Herren und übte rücksichtslose Gewalt. Aber mit diesem herben Wort malt Jesus ja nur den düstern Hintergrund, von dem sich das Bild seiner Jüngergemeinschaft leuchtend abheben soll. Mögen die Großen der Welt in Macht und Gewalt ihre Größe suchen, was geht das euch an? In eurem Reiche gelten andere Gesetze: im Dienen, auch im niedrigen Dienste, sollt ihr eure Größe suchen.

Damit hat Jesus ein neues Maß der Menschenbeurteilung aufgestellt. Gewiß haben schon Viele vor ihm in Liebe und Demut gedient; gewiß haben neben ihm Andere Mitleid und Vermeidung aller Kränkung als höchstes Gebot gelehrt. Aber den Dienst an unseren Mitmenschen nicht nur anbefehlen, sondern ihn zum Maßstab echter Größe und Ehre aufstellen, den Dienst der Liebe zur Quelle aller Menschenwürde machen, — das war eine „Umwertung aller Werte", wie die Menschheit sie noch nicht gesehen hatte. Sie war so unerhört, widersprach so hart der natürlichen Menschenunart, daß die „Nachfolger Christi" sich wohl den Namen gaben eines Knechtes der Knechte Gottes, in Wahrheit aber wieder die härteste Gewalt ausübten. Diese Forderung ist auch heute noch so unerhört, widerspricht auch unserm natürlichen Sinn noch so sehr, daß wir immer wieder mit Beschämung merken, wie weit wir noch von diesem Ziele sind.

Und doch hat Jesus dieses Wort ganz ernst gemeint. Es war nicht die überstiegene Forderung eines leidenschaftlichen Augenblicks; es ist ein ruhiger klarer Grundsatz. Es ist auch nicht als eine entwürdigende Demutsprobe gemeint, die man leidend überstehen müsse, um nachher sich selber mit dem Ruhme höchster Frömmigkeit zu erquicken und Ehre und Lohn bei Gott und Menschen zu erwarten. So haben Viele gedacht und gehandelt, die sich nach Jesu Namen nannten; Jesu Geist lag nicht auf ihnen.

Nicht um Lohnes willen stellt Jesus den Dienst als erstes Gesetz seines Reiches hin; in ihm lebt der große Glaube, des Menschen wahres Glück bestehe darin, Glück zu verbreiten, seine höchste Seligkeit sei: Lieben; Lieben aber heißt Dienen, dem Andern zu wahrem Wohle dienen. In ihm lebte der große Glaube, der Mensch, auch der scheinbar Verlorene, trage irgendwo in der Tiefe seiner Seele noch ein Samenkorn vom Wesen seines himmlischen Vaters. Gottes Wesen aber und Gottes Seligkeit ist Dienst an seinen Menschenkindern; denn er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse, läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Auch seine Kinder sollen ihr Wesen und ihre Würde, ihre Größe und ihr Glück im Dienste der Liebe finden.

Jesu Wort ist ganz ernst gemeint, es ist auch nichts weniger als unpraktisch und unmöglich. Vielmehr beruht auf ihm, wenn auch von den Meisten unerkannt, selbst von vielen Tätern kaum geahnt, alle Möglichkeit des Lebens und des Fortschritts unter Menschen. Freilich hat Jesus das schärfste Wort gebraucht, wenn er Sklavendienste fordert; er will eben rückhaltlose, bedingungslose Gesinnung dienender Liebe zum Gesetz für seine Jünger machen. Aber auf die Gesinnung kommt es ihm an, nicht auf die äußere Form. Wir handeln nicht nach Jesu Sinn, wenn wir alle Unterschiede, alle Unterordnungen und alle Ueberordnungen beseitigen; wir handeln aber nach Jesu Sinn, wenn wir alle Ordnungen und Aemter mit dem Geist dienender Liebe erfüllen.

Gilt das Gesetz in Wahrheit nicht schon dort, wo es zu Jesu Zeiten kaum zu finden war? Wodurch kommt ein Staat zu dauernder Blüte, wenn nicht dadurch, daß seine Diener, vom höchsten bis zum letzten, ihr Amt als einen Dienst auffassen; nicht als Augendienst vor ihren Vorgesetzten, nein als Dienst an ihren Untergebenen und Schutzbefohlenen! War es nicht der größte König, der sich den ersten Diener seines Staates nicht nur nannte, sondern auch als solcher sich bewährte?

Das Gesetz des Dienstes ist das Gesetz des Lebens. Es löst die Ordnungen nicht auf, es erfüllt sie mit Geist und Sinn. Es wäre ein schlechter Dienst, den Vater und Mutter ihren Kindern täten, wollten sie ihren Launen schwach und bequem zu Dienste sein. Wohl aber heißt es sein Herz üben und sein Gewissen schärfen, daß wir alle Zeit bereit sind, dem wahren Wohl der Anderen zu dienen. Dem wahren Wohl; denn das gehört mit zum rechten Dienst, daß wir schwerer Entscheidung nicht feige ausweichen. Und wir brauchen sie nicht zu scheuen, wenn wir nur unser Herz von arger Selbstsucht reinigen.

Das Gesetz des Dienstes. Nichts schmerzlicher, als wenn die Gemeinschaft es verleugnet, der dieser Schatz besonders anbefohlen ist, die Kirche Jesu Christi. An diesem Punkt muß es sich zeigen, ob Jesu Geist in ihr lebendig ist, daß es in ihr kein Amt und keine Herrschaft gibt — außer im Geiste dienender Liebe. „Die weltlichen Großen üben Gewalt, aber unter euch soll es nicht so sein; wer unter euch der Vornehmste sein will, der sei aller Knecht."

H S

Zur Psychologie des oberkirchenrätlichen Urteils

Eins muß man dem Berliner Oberkirchenrat lassen: er macht Kirchengeschichte. Die Schaffung des Spruchgerichts, die Absetzung Jathos durch Lehrprozeß, die Absetzung Traubs durch

Disziplinarprozeß — das sind Taten. Welche Behörde hat in so kurzer Frist ähnlich Einschneidendes geleistet?

Uhlhorn sagt einmal: das Kirchenregiment sei das beste, welches man am wenigsten spüre. Aber warum soll er rechthaben? Ist nicht jedes charaktervolle Eingreifen ehrenwerter als das viele Fortwursteln und Gehenlassen? Und sind nicht unsre Landeskirchen Organisationen, mit denen sich noch etwas machen läßt, wenn nur ein fester Wille sie in die Hand bekommt?

Jahrzehnte lang hat v. d. Goltz an der preußischen Landeskirche geschmiedet. Nun braucht nur der starke Mann die Maschine zu brauchen und zu lenken. Sie wird arbeiten und sich Respekt verschaffen.

Die Landeskirche! Es läßt sich gar nicht verkennen, daß sie im Bewußtsein des Oberkirchenrats und im Bewußtsein von Kirchenbeamten und Pastoren heute eine Macht ist, wie wohl nie zuvor. Und wie, wenn man mit diesem Bewußtsein auch die Laienschaft erfüllte? Wenigstens die der privilegierten Stände? Aber vielleicht auch die des leitungsbedürftigen Volkes?

Ich kann in die Versicherung, daß die Landeskirche durch die Aufrichtung des Spruchkollegiums sowie durch die Absetzung von Jatho und Traub sich ihres Ansehns beraubt habe, nicht ohne Vorbehalt einstimmen. Sofern liberale Blätter das sagen, haben sie für ihre Kreise recht. Für die bürgerliche Intelligenz. Für die sozialdemokratische Arbeiterschaft. Aber bei denen hat die Landeskirche nicht viel zu verlieren. Dagegen beim gesamten politischen Konservatismus und bei der ganzen nach Führung, nach Autorität verlangenden Masse (und die gibt es doch!) kann die Landeskirche auf diesem Wege nur gewinnen.

In dem Vorgehn der preußischen Kirchenbehörde während der letzten Jahre steckt so viel Klugheit, daß ich überzeugt bin, sie geht mit aller Absicht diesen Weg zur Macht. Sie will inmitten der gärenden Gegenwart die Landeskirche als einen rocher de bronze stabilieren.

Was ist ihr dabei ein Mann wie Traub? Seine persönlichen Qualitäten kommen nicht in Betracht. Vielmehr, je tüchtiger, je bedeutender der Mann, desto gefährlicher ist er. „Es ist besser, daß ein Mensch sterbe für das Volk, als daß das ganze Volk verderbe." Wie packt man ihn am sichersten? Mit dem Disziplinargericht. Und nicht mit dem Spruchgericht, das doch wie eigens für ihn gemacht schien. Man konnte sich die Waffe wählen — und wählte sie.

So schnitt man Traub die Möglichkeit ab, als Theologe vor Theologen im Kreuzverhör vor aller Welt seinen Mann zu stehn. So verlegte man ihm auch die Hilfe aller derer, die zwar gern mit Hand anlegen, wo die Freiheit der Idee gefährdet ist, die aber für einen wegen Unbotmäßigkeit gefallenen Staatsdiener keinen Finger rühren.

Und dabei stellte man zugleich die eigne Autorität wieder her, die Niemand so anzutasten gewagt hatte wie Traub. Als Anwalt Jathos und auch sonst als argwöhnischer Verteidiger von Gemeinderechten und Personansprüchen wider die erstarkende Landeskirche.

Wahrung der eignen, von Traub angegriffnen Ehre und Rettung des Kirchenvolks vor dem Verführer: beides konnte der Oberkirchenrat erreichen durch Einen festen Griff. Wie sollte er davor zurückschrecken? Aus welcher Ursache? Mochte es dann rauschen im liberalen Blätterwalde, mochte es Resolutionen regnen in Gemeinde- und Theologenversammlungen: nubicula est, transibit. Und wenn der — gar nicht so schlimme — Sturm vorüber, dann ist die Entwickelung der Landeskirche zu einer festen, leitungs- und leistungsfähigen Institution um ein gut Stück weiter gediehen.

„Es wird Ruhe werden in der Kirche, wenn wir erst Jatho und Traub abgesetzt haben." Das sind die Radikalsten, die Störenfriede. Man muß sie isolieren, den Rückhalt des Amts ihnen nehmen, so wird die Menge der Theologen und Pastoren vernünftiger werden. Sie werden ja bald genug merken, daß man den Velleitäten einer modernen Theologie gerne ihr Spiel gönnen will. Es darf nur nicht Ernst damit gemacht werden. Sie darf nicht revolutionären Charakter annehmen. Sie darf zum wenigsten nichts sagen „gegen das heilige Konzil zu Konstanz, das versammelt gewesen ist aus allen Völkern und anerkannt vor aller Welt." Es muß Grenzen geben, und über diese Grenzen wird man sich schon verständigen mit den Verständigen.

* * *

Der Oberkirchenrat in Berlin ist ein Kollegium, zusammengesetzt aus Juristen und Theologen. In der Psyche eines Jeden von ihnen wird es ja wohl verschieden aussehn, auch dem Fall Traub gegenüber. Ich kann Keinem auf den Grund schauen. Aber irgendwie in der gezeichneten Richtung gehen die Gedanken und Empfindungen derer, die bei dem Spruch über Traub den Ausschlag gegeben haben. Nachdem ich von dieser Kirchenbehörde ganz Andres erhofft hatte, muß ich mich aus der Urkunde des Urteils über Traub davon überzeugen.

Wird der gewollte Erfolg erreicht werden?

Zum Teil sicherlich. Der Staat, die konservative Gesellschaft, das nach Autorität verlangende Kirchenvolk — sie werden mit Genugtuung die feste Hand spüren, die rücksichtslos durchgreift. Und sie werden die Institution der Landeskirche, die ihr Vertrauen erweckt, gerne ihrerseits stützen und stärken.

Es liegt dies in derselben Richtung wie das gute Vorurteil, das immer wieder bis weit in akatholische Kreise hinein die katholische Kirche genießt um ihrer offenkundigen Festigkeit und Beharrung willen.

Dieser Erfolg ist dem Oberkirchenrat für sein starkes Vorgehn sicher. Und vielleicht genügt das Manchem in der Behörde.

Ob Männern wie Dryander, Julius Kaftan, Kawerau, — ob diesen Theologen auch?

Hätten wir es rein mit Politik zu tun, rein mit Staatsbeamten, so würden wir kein Wort mehr verlieren. Aber an der Psychologie des Oberkirchenrats interessiert uns am meisten die Psychologie der Theologen, die seine Mitglieder sind. Sollte es für die wirklich nichts Höheres, nichts Wichtigeres geben als die Landeskirche?

Breslau hat doch auch schon streng geurteilt. Aber es hat gesehen, daß es außer der Landeskirche und ihren beleidigten Behörden doch auch noch den Mann gibt, der sie beleidigte. Es hat ihn der Kirche gegenüber gestellt und ihn gewogen mit seinen schwachen und starken, tadelnswerten und guten Seiten. Es hat verurteilt — und anerkannt; es hat verurteilt — ohne zu beschimpfen. War es denn für den Oberkirchenrat so schwer, auf dieser Spur auch zu gehen?

Breslau hat etwas gewußt von der Pflicht des Pfarrers und Theologen, mit Leidenschaft aufzutreten selbst wider Synoden und Kirchenbehörden, wenn es Wahrheit und Recht gilt. Es hat sich der Erkenntnis nicht entzogen, daß ein ganzer Mann, ein echter und wahrhaftiger Protestant hinter dem Temperament, den Ausfällen und Entgleisungen stand. Diesen Mann hat der Oberkirchenrat einfach weggewischt aus dem Bilde, und es ist nichts übrig geblieben als ein ekler Haufe von Krakehl. Und das soll nun Traub sein? Ja, du lieber gerechter Gott, wenn man von uns wegläßt, was gut an uns ist, wie werden wir dastehn? Zwar „vor Dir Niemand sich rühmen kann" — aber dürfen Menschen so richten?

Und dürfen Männer wie Dryander, Kaftan, Kawerau so mit urteilen? Theologen? Müssen die nicht den Sinn haben für das, was fromm und echt, wahrhaftig und treu ist an Traubs Polemik, auch dann wenn es gegen Landeskirche, Synode, Konsistorium und gegen den Oberkirchenrat selbst geht? Haben sie nicht oft genug mit uns die Unbußfertigkeit der römisch-katholischen Kirche angeklagt, die den großen Kirchenriß in den Tagen der Reformation verschuldet, um nun auch auf die Bußfertigkeit der Landeskirche ernstlich bedacht zu sein und von dem Bußprediger auch etwas zu lernen trotz seinem Ungestüm? Bot ihnen der asketische Schriftsteller, der Sozialethiker, der Religionshistoriker in Traub so gar keine Brücke zu dem Polemiker hinüber, ihn für ihre Person zu verstehen und das Verständnis seiner Art auch den juristischen Kollegen zu vermitteln?

Ich fürchte, das innere Vermögen dazu ist ihnen untergegangen in dem Aergernis, das sie an dem Verteidiger Jathos und an dem Bekämpfer des Spruchkollegiums, ihres eigensten

Werkes, genommen haben. Den Zorn darüber konnte nur sein Fall stillen.

Nun wohl. Aber wir, die wir Traub vor allen Dingen einmal schätzen und lieben um all der positiven Werte willen, die in ihm stecken? Die wir um seiner Tapferkeit und Treue, um seiner Frömmigkeit und Echtheit willen ihm gerne verzeihen, wenn er im Ausdruck sich vergreift und sein Eifer ihn zu weit führt? Nicht bis zur Unwahrhaftigkeit, nein und abermals nein! Diesen Vorwurf hätte der Oberkirchenrat nicht wagen sollen. Aber sofern er zu weit gegangen war, mochte die Behörde ihm einen ordentlichen Denkzettel geben: daß ihm durch Absetzung die Lebensbedingungen seines kirchlichen Berufs abgeschnitten werden sollen, dabei können wir nicht ruhig zusehen!

Und wir sind auch „die Kirche". Wir sind auch „die Landeskirche". Selbst dann, wenn wir nicht in Altpreußen wohnen. Wie soll also Ruhe werden auf dies Urteil hin? Es wird keine Ruhe geben. Und zwar haben wir darin ein gutes Gewissen: es ist gar nicht Kirchenfeindschaft oder Unglaube, was uns den Kampf aufzwingt — das brauchen wir den Dryander, Kaftan und Kawerau wenigstens nicht zu sagen —, es ist unsre Frömmigkeit, unser Verständnis von Evangelium und Reformation. Gewiß handelt es sich um die Macht: Hie Oberkirchenrat, hie Traub! Vielleicht hat Traub selber den Kampf zu sehr als Machtkampf geführt. Er ist unterlegen. Mag er daraus, wie's dem Christen geziemt, die beste Kraft ziehen. Aber noch viel mehr hat der Berliner Oberkirchenrat diesen Kampf als Machtkampf geführt. Rein juristisch genommen soll die ganze Urteilsbegründung ein Meisterstück sein. Ich gönne das den Juristen im Oberkirchenrat. Aber von einer Kirchenbehörde verlangt man eben doch noch mehr. Sie hat nun einmal das Vorurteil für sich und wider sich, daß sie geistliche Dinge müsse geistlich zu richten wissen. Und in dieser Richtung haben die Christen im Oberkirchenrat versagt. Es haben auch nicht nur Juristen an diesem Urteil gearbeitet. Es ist uns leid um die Männer, daß wir ihnen das sagen müssen. Aber die rein staatlich-bureaukratisch-juristische Behandlung dieser Personsache und dieser Person ist kirchlich nicht zu ertragen. Darüber vergißt man Traubs Polemik und sieht den Feind der Kirche im Oberkirchenrat. Gerade wenn man es recht mit frommen Augen ansieht. Und da man die einzelnen Menschen ungern für dergleichen verantwortlich macht, ihnen vielmehr jede psychologische Erklärung gern zu gute kommen läßt, so kehrt man sich notgedrungen wider das System.

Ihr gedachtet die Landeskirche stark zu machen. Wer den Schaden von eurer Tat hat, ist die Landeskirche. Die Landeskirche als Staatskirche. Dieser Traub-Prozeß ist in seinem entscheidenden Stadium — wir reden von dem, was vor Augen liegt — ohne jeden christlichen Einschlag verlaufen. Der Freund der Kirche sieht das mit Schmerzen; denn alle scheinbare Verfestigung der kirchlichen Institution kann ihn nicht darüber täuschen, daß sie sich auf eine falsche unevangelische Richtung festlegt. Er braucht darum nicht zu verzagen, aber er sieht voraus, daß das nur unter schweren inneren Kämpfen zu ändern sein wird. Und es wäre so viel Friedensarbeit zu tun, in der Kirche und durch die Kirche.

R

The Case of Richard Meynell

Von Mrs. Humphry Ward

2

Der Abschied von Catherine, Mary, Richard und vielen andern Gestalten dieses Buchs wird uns schwer wie von guten Freunden, mit denen uns ein gemeinsamer Lebensabschnitt verbindet. Warm und lebensvoll hat die Verfasserin sie gezeichnet, wie in „Robert Elsmere" versuchend, beiden Seiten, der orthodoxen wie der liberalen, gerecht zu werden durch feinste psychologische Analyse der Charaktere.

Von wundervoller Objektivität ist vor allem die Gestalt ihrer Catherine Elsmere. Nicht einen Augenblick wird Catherine sich selbst, ihrem strengen Glaubensideal untreu — vielmehr hofft sie bis zuletzt auf Meynells und Marys „Bekehrung" und betet für sie, wie sie es einst für ihren Gatten getan. Aber sie hat den Wert von Meynells Persönlichkeit erkannt; dazu glaubt sie — ein Ausfluß ihres gesteigerten religiösen Empfindens — in einer Art Vision die Stimme ihres Gatten zu hören, der ihr ans Herz legt, Mary ihren Weg gehn zu lassen. So gelingt es ihrer Mutterliebe schließlich, über sich selbst und ihre eignen Zweifel und Aengste hinauszuwachsen und die Toleranz zu lernen, deren jeder große Mensch fähig sein kann.

Jeder große selbstlose Mensch — aber nicht ein Mann wie Barron, der selbstherrliche Tyrann, der in seinem Hause wie im ganzen Dorf gefürchtet ist. Sein Glaubenseifer geht Hand in Hand mit starker Eitelkeit, die stets die eigene Person in den Vordergrund drängen will und dadurch der Sache schadet. Wohl gibt die Verfasserin uns in ihm den Typ eines unsympathischen orthodoxen Eiferers, aber gleichzeitig versteht sie es, ihn durch fein beobachtete Einzelzüge, die eines gelegentlichen humorvollen Beigeschmacks nicht entbehren, zu einem durchaus lebendigen Menschen zu gestalten, dessen Wert für die Handlung, neben den rein äußerlichen Momenten, darin zu liegen scheint, daß wir die andern Personen im Verkehr mit ihm noch von anderen, neuen Seiten kennen und schätzen lernen: den Bischof, Meynell und Flaxman beispielsweise.

Der Bischof von Markborough, dessen äußere Vornehmheit nur der Ausfluß inneren Adels ist, hebt sich äußerst sympathisch von Barron ab. Beide verfolgen zwar dasselbe Ziel — Beide wollen die Traditionen der Kirche vor den Angriffen und Eingriffen Meynells und seiner Partei schützen — aber auf wie verschiedene Weise! Der Bischof, Aristokrat durch und durch, weist Barrons Verdächtigungen als Waffe im Kampf gegen Meynell mit Entrüstung zurück. Er ist ein Mann des Friedens, dem Kampf und Streit innerhalb seiner geliebten Kirche ein Greuel sind. So lange wie möglich zögert er mit der Anklage gegen Meynell, versucht immer wieder, ihn zu friedlichem Rückzug oder schließlich zum Austritt zu bewegen, und selbst, als er das Verfahren gegen ihn einleiten muß, bewahrt er ihm seine persönliche Freundschaft, seine Achtung und Dankbarkeit für alles, was Meynell seiner Diözese getan hat. An ihm zeigt die Dichterin, daß es vornehmen Naturen möglich ist, Person und Sache zu trennen, wie sie es z. B. in Folgendem charakterisiert:

> Und als sie (der Bischof und Meynell) nun zu einer völlig ruhigen Besprechung des Prozesses übergingen, traten noch einmal scharf und unwiderruflich die Unterschiede hervor, die diese beiden Männer auf (kirchlichem) geistlichem und intellektuellem Gebiet trennten, während sie in allem, was von ihrem persönlichen Gefühl abhing, so unbedingt harmonierten. . . . Und sie trennten sich wie zwei Generale, die sich vor der Schlacht im Schutz der weißen Flagge treffen.

Wie der Bischof, so verhalten sich die verschiedenen Canons seines Domkapitels Meynell gegenüber, unter ihnen Dornal. Auch er steht Meynells Ansichten schroff gegenüber, hat einen Bericht über seine „Ketzereien" aus innerster Ueberzeugung mit unterzeichnet, aber er kann dabei keinen „gerechten Aerger, keine moralische Entrüstung empfinden, wie es sein Vater und Großvater wohl im gleichen Falle getan hätten". Meynell und er, als Angeklagter und Kläger, erkennen Jeder in dem Andern einen Mann des Glaubens, wissen, daß sie von den gleichen Kräften, wenn auch in verschiedener Richtung, getrieben werden.

Nicht alle Kämpfer auf hochkirchlicher Seite hat Mrs. Ward mit solcher Milde gezeichnet, und es ist ihr von einem englischen Kritiker der Vorwurf gemacht worden, sie lasse die führenden Männer der Hochkirche durch offenbare Unwissenheit eine wenig erfreuliche Rolle spielen. Der Kritiker denkt bei diesem Ausspruch höchst wahrscheinlich an die Gestalt des Cyril Fenton, die auch uns sehr merkwürdig, ja geradezu unwahrscheinlich berührt. Zwar muß der Verfasserin ein bestimmtes historisches Vorbild aus den vierziger Jahren der traktarianischen Bewegung dabei vorgeschwebt haben — Stellen aus Cyril Fentons Tagebuch sollen wörtliche Zitate aus einem sehr bekannten Tagebuch jener Zeit sein —, aber man kann die Verwertung an dieser Stelle nicht recht einsehn, weil man Cyril Fenton, den jungen Fanatiker, dem noch jegliche Reife fehlt, kaum ernst zu nehmen vermag. Von Meynell, mit dem er anfangs be-

freundet war, hat er sich gänzlich zurückgezogen (was er sogar durch ein Nichtgrüßen auf der Straße markieren zu müssen glaubt) aus Angst, irgendwie von ihm beeinflußt zu werden. Aus demselben Grunde hält er sich von jeder Lektüre moderner theologischer Bücher und Zeitschriften fern und vertieft sich statt dessen ganz in die alten Kirchenväter, mit denen er einen förmlichen Kult treibt. Erst recht mittelalterlich wirkt seine mönchische Askese, sein Fasten und Darben, von dem er sich in seinem Tagebuch — in dem wir sonst herzlich wenig Bedeutendes finden können — ausführlich und oft unter heftigen Selbstvorwürfen Rechenschaft ablegt.

Und gerade diesen Mann stellt die Dichterin an die Spitze der Gegenbewegung, läßt ihn bei einer großen Gegendemonstration in Dunchester anläßlich der großen Modernisten-Versammlung dort die Predigt halten über „diese Beleidigung unseres Herrn", und deutet an, daß er bald Canon von St. Pauls, der größten berühmtesten hochkirchlichen Kathedrale Londons, werden wird. Und das alles, ohne daß wir je Gelegenheit haben, seine „großen Gaben", die sie sogar Meynell anerkennen läßt, irgendwie kennen zu lernen.

Damit kämen wir zu einer weiteren Beobachtung, die wir verschiedentlich mit Bedauern gemacht haben. Mrs. Ward begnügt sich zu oft damit, uns mit wichtigen Teilen von wichtigen Unterredungen, Predigten rc. nur durch das Urteil oder die Besprechung Anderer bekannt zu machen, statt uns selbst aus erster Hand einen Eindruck gewinnen zu lassen. Oder sie bricht gerade da ab, wo unser Interesse am stärksten erregt ist, wie z. B. bei einer Unterredung Meynells mit Norham, dem Home Secretary, als Meynell sich über die Hoffnungen der Modernisten auf ein Eingreifen des Parlaments äußern soll, — oder bei der Eröffnungsrede im Court of Arches, wo wir sehr gern Sir Wilfried Marshs Verteidigung der „Glaubensbekenntnisse als maßgebend in der Kirche" hören würden, und noch mehr Meynells Antwort vermissen. Es mag dies Verfahren in dem immerhin beschränkten Rahmen eines Romans ja zuweilen angebracht und notwendig sein, erschwert uns aber, bei so häufiger Anwendung, ein wirklich tiefes Eindringen in den Hauptstoff, für den uns die Verfasserin im übrigen doch von Anfang an in hohem Grade zu interessieren weiß.

Gleich das erste Kapitel — eine meisterhafte Exposition, die schon alle späteren Konflikte andeutet — zeigt uns den Helden in seiner ganzen Vielseitigkeit und Tiefe. Meynell gehört zu den besten Schöpfungen der Mrs. Ward und bedeutet in vielem eine Steigerung ihres Robert Elsmere und ihres David Grieve, mit denen er sich am besten vergleichen läßt. Man möchte sagen, er wirkt noch ursprünglicher, unmittelbarer als diese Beiden. Etwas Leuchtendes geht von ihm aus, ein Fluidum, das sich einem mitteilt, wo man ihm auch begegnet.

Wir sitzen mit Meynell lange Nachtstunden am Sterbebett eines verunglückten jungen Bergarbeiters, der, einst geistig rege und bildungsfähig, jetzt durch moralische Verirrungen heruntergekommen ist, hören, wie der Pfarrer ihm in seiner letzten Stunde mit schlichten, aus der Tiefe seines eigenen Erlebens kommenden Worten hilft und ihm seine Frau, einen erschütternd realistischen Typ des vom Leben verbitterten und verhärteten Weibes, zuführt. Oder wir sind Zeuge, wie er einen aufgebrachten, zu allem fähigen Volkshaufen durch sein festes, unerschrockenes Auftreten im Zaum hält und zur Besinnung bringt. Die beste Charakteristik dieser seiner hervorragenden sozialen und Seelsorgerfähigkeiten gibt uns schließlich Beswick, ein Mann aus dem Volk und Sprecher im Kirchenrat, in seiner Verteidigung Meynells gegen Barron.

In scheinbarem Gegensatz zu diesem leidenschaftlichen Parteiergreifen für Meynells Sache steht das Verhalten Alice Puttenhams, die sich scheu zurückhält und Gleichgültigkeit heuchelt, wo sie in Wahrheit mit jeder Faser ihres Herzens beteiligt ist. Meisterhaft hat die Verfasserin die Gründe hierfür herausgearbeitet, mit zarten halb verschleierten Farben, die uns alles nur ahnen lassen: den Kampf Alicens, den sie noch nach ihrem ersten schweren Jugenderlebnis durchkämpfen mußte, um eine aufkeimende Liebe zu Meynell zu unterdrücken und ihm nichts als ruhige Freundschaft zu zeigen, indem sie alles Persönliche ausschaltet und nur die gemeinsame Sorge um Hester in den Vordergrund stellt. Ihre besten Kräfte, ihre Jugend hat sie dieser tapfere stille Kampf gekostet.

Alles, was bei Alice im Keim erstickt werden mußte, kann bei Mary zu vollster Blüte und Entfaltung gelangen; in wenigen Monaten erhält ihr Wesen die Reife, die ihm Jahre lang gefehlt hat. Die Liebesgeschichte dieser beiden vornehmen, unberührten Naturen, Meynell und Mary, ist nicht nur von echtem poetischen Zauber, sondern auch von großem ethischen Wert. Meynell erfährt an sich, was die Liebe, das Verständnis einer hochstehenden Frau einem Manne bedeuten kann, wie sie nicht nur sein ganzes Wesen, sondern auch sein Lebenswerk stärkend durchdringen kann:

> Das immer sicherer werdende Bewußtsein, daß eine so reine treue Seele zu ihm stand, hatte alle seine Kräfte angespannt, und doch wiederum das Kampffieber in ihm mehr zur Ruhe gebracht. Er liebte seine Sache umso mehr, weil es ihm immer klarer wurde, daß sie sie auch leidenschaftlich liebte. Und empfindlich und niedergedrückt wie er oft war — die Sühne des Optimisten — hatte ihr Glaube an ihn seinen eigenen Glauben an sich verdoppelt.

Meynells Liebe zu Mary ist nur ein kleiner Teil seiner großen, alles umfassenden Liebesfähigkeit. Auf sie gründet sich seine ganze wundervolle Weltanschauung, sein Glaube an das Brudergefühl, das in allen Menschen schlummere und nur geweckt werden müsse. Ohne dies Brudergefühl ist kein Gottesbewußtsein möglich, das ganze Christentum baut sich darauf auf.

Aber wie diese „christliche Liebe" ein unerschöpflicher, unbegrenzter Begriff ist, der mit den Menschen und ihrer Kultur wächst, so sind auch die andern Begriffe des Glaubens und Hoffens Veränderungen unterworfen, müssen sich im Lauf der Jahrhunderte entwickeln und weiten können, statt in unumstößlich feste Formen eingezwängt zu sein:

> Gebt uns religiöse Freiheit, Freiheit der Entwicklung und „Veränderung" innerhalb des organisierten Christentums, schlichtere Glaubensbekenntnisse, modernisierte Gelübdeformeln, neue Formen für den Gottesdienst!

So lauten die Forderungen Meynells und seiner Bundesgenossen, für die sie alles einsetzen, in der heiligen Ueberzeugung, daß ihnen, den Liberalen, das gleiche Bürgerrecht innerhalb der Kirche zukommt wie den Hochkirchlern. Sie wollen nichts Unmögliches, und wo sie niederreißen, können sie auch wieder aufbauen. Darum teilen wir ihr Vertrauen auf einen endlichen, wenn auch vielleicht noch in weiter Ferne liegenden Sieg.

Cornelia Bruns

Hygiene und Protestantismus

Ansprache bei Eröffnung der vom siebenbürgischen Aerzte-Verein aus Anlaß der Tagung der sächsischen Vereine in Mediasch veranstalteten hygienischen Ausstellung am 23. August 1912. Gehalten vom Vereins-Vorstand

Hochwürdiger Herr Bischof, hochgeehrte Versammlung!

Der siebenbürgische Aerzte-Verein hat seit seinem Bestehen immer getrachtet seine Jahresversammlungen gleichzeitig mit den Tagungen der übrigen gesamtsächsischen Vereine abzuhalten. Wir glaubten, im Bewußtsein der hohen Wichtigkeit der von uns vertretenen gesundheitlichen Interessen unseres Volkes hierzu ein gutes Recht, doch nicht das Recht allein, auch die Pflicht meinten wir zu haben, an unsern nationalen Hochfesten teilzunehmen, um dadurch symbolisch anzudeuten, daß jeder sächsische Arzt, wie wir es stets in der Vergangenheit getan, so auch in der Gegenwart über den eigenen Broterwerb und über die Dienste, die er dem einzelnen Kranken erweist, sich mit seiner ganzen Berufsarbeit im Dienste der Volksgemeinde stehend erachten muß. Während wir jedoch in früheren Jahren uns darauf beschränkten, gelegentlich dieser Versammlungen unsere inneren Vereinsangelegenheiten zu erledigen, geschieht es heuer zum ersten Male, daß der siebenbürgische Aerzte-Verein mit einer öffentlichen Darbietung vor den Volksgenossen erscheint. Heuer zum ersten Male stehen wir nicht als Empfangende nur, sondern auch als Gebende unter unsern sächsischen Brudervereinen da.

Vielleicht werden Sie so viel Nachsicht haben, in diesem Umstande einen genügenden Anlaß dafür zu sehen, daß ich Ihre Geduld etwas in Anspruch nehme und ein paar klärende Worte über die Stellung unseres Vereins gegenüber den anderen Vereinen, über die Stellung der sächsischen Aerzteschaft zur Volksgemeinschaft sage. Es würde zu weit führen und zwecklos sein, wollte ich dabei alle unsere Vereine und alle in diesen verkörperten Lebensäußerungen unseres Volkes berücksichtigen. Gestatten Sie mir, daß ich nur den einzigen Gustav Adolf-Verein aus der Reihe aller übrigen herausgreife. Er wurzelt unter allen am tiefsten im Volke, der in ihm verkörperte Geist des Protestantismus ist der allerwesentlichste Bestandteil unserer Volksindividualität. Darum will ich nur das Verhältnis des modernen Arztes zum Protestantismus, der ärztlichen Denkungsweise zum protestantischen Geiste besprechen.

Fürchten Sie aber ja nicht, daß ich dabei den alten, und wie ich meine und hoffe, ewig unentschiedenen Widerstreit zwischen Glauben und Wissen aufrollen werde. Denn es will mir scheinen, es sei nicht gut getan, in unsern engen Verhältnissen, wo der Eine auf den Andern und das Volksganze auf jeden Einzelnen unter uns so sehr angewiesen ist, diesen für andere, größere Verhältnisse gewiß heilsamen, weil lebenerweckenden Gegensatz allzusehr zuzuspitzen. Gerade bei einer solchen Gelegenheit, wie es die völkischen Hochfeste unserer Vereine sind, sollen wir, was uns eint, und nicht was uns trennt, in den Vordergrund stellen.

Wenn ich das Verhältnis der modernen Medizin zum Protestantismus bespreche, könnte ich einfach darauf hinweisen, daß der heutige Hochstand ärztlichen Wissens und Könnens nur ermöglicht worden durch die Freiheit der Forschung, durch die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, daß das aber die Früchte sind jener geistigen Revolution, die vor bald vierhundert Jahren von den durch die Weltgeschichte dröhnenden Hammerschlägen an die Pforte der Wittenberger Schloßkirche eingeläutet worden ist. Damit würde ich eine oft und oft ausgesprochene Ansicht vertreten, eine Ansicht, die im Großen und Ganzen gewiß richtig ist, gegen die aber doch manche Einwände erhoben werden könnten. Es war der folgerichtigste der Reformatoren, Calvin, der den ersten Entdecker des Blutkreislaufes auf den Scheiterhaufen führte und so die Veranlassung gab, daß diese grundlegende Bereicherung unserer Wissenschaft erst hundert Jahre später neuerdings entdeckt werden mußte. Und wem käme nicht die überragende Bedeutung in den Sinn, welche die Wiener medizinische Schule allen andern medizinischen Fakultäten gegenüber gerade zur Zeit des Konkordates und der tiefen Geistesnacht des damaligen Oesterreichs besaß. Das sind nun gewiß nur jene bekannten Ausnahmen, die die Regel bestätigen; sie könnten uns aber doch wohl anregen, der Frage nach dem Verwandtschafts-Verhältnis, das zwischen moderner Medizin und protestantischem Geiste unleugbar besteht, tiefer auf den Grund zu gehen.

Ich meine, es sei jene Verwandtschaft oder besser gesagt jener Parallelismus im Kernpunkte des Protestantismus in seinem materiellen Prinzipe begründet. Nicht von außen, weder von der gnadenbringenden Macht der vom Geistlichen gespendeten Sakramente noch von der der guten Werke erwartet der Protestant das Heil und die Erlösung der Seele. Nur in der eigenen Brust jedes Einzelnen liegt das beschlossen. Kein Priester kann lösen und binden, in der Rechtfertigung durch den Glauben, durch das eigene Gewissen liegt allein das Heil und die Erlösung der Seele. Der Geistliche kann dazu wohl raten und anleiten, die befreiende Tat aber muß Jeder in seinem eigenen Innern durchkämpfen.

Was vor fast vierhundert Jahren der große Reformator bezüglich der Krankheit der Seele, der Sünde gelehrt, das sucht mutatis mutandis die moderne Medizin auf die Krankheiten des Leibes zu übertragen. Bis tief in die neueste Zeit war die Rolle des Arztes in ihrem Wesen nicht verschieden von der Stellung des Medizinmannes bei den wilden Volksstämmen. Er war der Verwalter jener geheimnisvollen Mittel, durch die die körperliche Gesundheit seiner Mitmenschen wiederhergestellt werden konnte, jener Mittel, die wie die Sakramente der alten Kirche unter Vermittelung einer fremden, toten, dem Volke unverständlichen Sprache dargeboten wurden. Der Arzt allein war der Bringer der Gesundheit, des körperlichen Heils; dem hilfsbedürftigen Kranken war dabei eine bloß passive Rolle zugedacht; er hatte die ihm dargebotenen Mittel entgegenzunehmen, ohne nach Grund und Zweck zu fragen, aber auch ohne daß deren Anwendung in den meisten Fällen ihm irgend welche eigene Betätigung zugemutet hätte. Wie ganz anders geartet ist heute das Verhältnis des Arztes seinem Patienten gegenüber!

Jeden Tag stellt die chemische Industrie dem Arzte neue und neueste Mittel zur Bekämpfung der Krankheiten oder wenigstens ihrer Symptome zur Verfügung, Mittel, die in Bezug auf ihre Wirksamkeit die Heilmittel der früheren Zeiten weitaus in den Schatten stellen. Man sollte meinen, daß für die medikamentöse Heilkunst eine Blütezeit angebrochen sei. Weit gefehlt. Wohl wendet der moderne Arzt diese Mittel an, weil er Alles, was dem Kranken Befreiung von seinem Leiden oder Linderung bringt, pflichtgemäß anwenden muß. Aber er tut es mit einem unbewußten Widerstreben, er tut es ohne jene innere Freude, die er bei der Anwendung der sonstigen Heilfaktoren empfindet, jener Heilfaktoren, die alle mehr oder weniger eine aktive Betätigung des Kranken voraussetzen. Ich erinnere hier an Heilgymnastik und Terrainkuren, an die hydrotherapeutischen Maßnahmen, an die Diät- und Entziehungskuren, bei denen allen der Arzt nur Berater und Wegweiser ist, während die oft einen ganz beträchtlichen Aufwand von Willensstärke beanspruchende Ausführung Aufgabe des Kranken ist. Ich will nur noch die moderne Irrenbehandlung erwähnen, die auf die mechanische Zwangsjacke des ganzen Körpers und mehr und mehr auch auf die chemische Zwangsjacke der einzelnen Nervenzellen, die medikamentösen Beruhigungsmittel verzichtet und sie durch körperliche Betätigung des Kranken ersetzt. Welch sang- und klangloses Ende hat trotz mancher scheinbar glänzender Erfolge die therapeutische Anwendung der Hypnose gefunden, die durch die völlige Beraubung des Kranken von seinem Willen ihm die Heilung von seinen Leiden zu bringen hoffte. Auch die überragende Stellung der Chirurgie in der modernen Heilkunst spricht nicht gegen, sondern vielmehr für die Richtigkeit dieser Betrachtungsweise. Denn es ist durchaus falsch den Chirurgen als den allein Handelnden und seinen Patienten nur als passives Objekt anzusehen. Trotz aller schmerzloser Operationsmethoden und oft nahezu völliger Gefahrlosigkeit des Eingriffes ist und bleibt für jeden Menschen der Entschluß, sich einer Operation zu unterziehen, mit einem ganz ungewöhnlichen Aufwand von Willensstärke verbunden. Der Kranke verdankt seine Heilung durch die Operation nicht bloß fremder Einwirkung, der Hand des Chirurgen, sondern auch der eigenen starken Willensbetätigung.

Die angeführten Beispiele sind gewiß bloß bescheidene Anfänge in dem Bestreben der modernen Medizin die Heilung der Krankheiten durch die aktive Betätigung des Kranken selbst bewirken zu lassen und dem Arzte dabei nur die Rolle des Führers und Beraters anzuweisen. Die medizinische Wissenschaft als Heilkunst ist von diesem erhabenen Ziele noch weit entfernt und wird es wohl auch nie ganz erreichen. Die körperliche Gesundheit ist eben weit mehr als die seelische von Einflüssen der Umwelt abhängig, übergewaltigen, äußern Einflüssen, die sich unserem Willen und seiner Macht entziehen und nur durch äußere Einwirkungen wieder aufgehoben oder unschädlich gemacht werden können.

In weit höherem Maße als von der heilenden Medizin wird dieses Ziel von deren jüngerer Zwillingsschwester, der Hygiene erreicht. Wie der Protestantismus das ganze Leben in all seiner Alltagsarbeit erfüllen will mit dem Ringen nach sittlicher Vervollkommnung, so strebt die Hygiene darnach sich in allen Daseinsäußerungen zur Geltung zu bringen. Ruhe und Arbeit, körperliche wie geistige Betätigung, Erwerb und Vergnügen, Nahrung und Wohnung, Kleidung und Schmuck, mit kurzen Worten das ganze äußere Leben in all seiner gerade beim modernen Menschen so reichen Vielgestaltigkeit sucht die Hygiene zu regeln und dienstbar zu machen der Erhaltung der körperlichen Gesundheit. Es ist einleuchtend, daß hierbei der Arzt, der Hygieniker nur die allgemeinen Ratschläge und An-

weisungen geben kann; deren Anpassung auf die gegebenen Verhältnisse, und was die Hauptsache ist, deren Uebersetzung in die Tat bleibt dem Einzelnen überlassen, seiner Einsicht, und setzen wir hinzu, in den meisten Fällen auch seiner Selbstbeherrschung und Selbstzucht. Denn die Hygiene ist wie der Protestantismus eine gar strenge Herrin, die uns den lockenden Preis der Gesundheit nicht umsonst gibt, sondern dafür so manches Opfer an Bequemlichkeit und den Verzicht auf sehr viele Genüsse fordert.

Und noch Eines. Wie der Protestant keine Heiligen besitzt und eine Erreichung seines Zieles nicht kennt, sondern nur das rastlose Streben nach diesem Ziele der sittlichen Vollkommenheit, so ist für die Hygiene die Gesundheit kein absoluter, vielmehr ein nach Ort und Zeit wechselnder, relativer Begriff. Nicht die bloße Erhaltung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit, sondern deren Steigerung bis zu der bei jedem Einzelnen höchstmöglichen Höhe: das ist das Ziel der Hygiene, ihr unerreichbares Ziel, das immer höher hinauf rückt, je höher wir den steilen Berg, der dazu führt, hinangeklommen. Ein Ziel, das im Nebel der unendlichen Ferne sich verliert, wenn wir, wie es die Rassenhygiene tut, über die natürlichen Schranken des Individuallebens hinaus mit der Sorge für die eigene Gesundheit die Sorge für die fortschreitende Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Nachkommenschaft, der Rasse verbinden.

Noch auf einen Parallelismus, der zwischen Protestantismus und Hygiene besteht, kann ich mich nicht enthalten hinzuweisen. Man sollte meinen, daß Beide, als auf dem Individualismus fußend, sich darin ganz erschöpften und kein Interesse für fremde Not und Qual hätten. Doch nicht also. Wie sich die christliche Nächstenliebe im Protestantismus nicht weniger zur Geltung bringt als in der alten Kirche, wie er das herzlose Kainswort von sich weist: „Soll ich denn meines Bruders Hüter sein?" so führt die Hygiene, wenn auch aus Beweggründen des Egoismus, eines weitausblickenden, großzügigen Egoismus in der Praxis zur Betätigung des wirksamsten Altruismus. Zum Beweise dessen will ich Sie nur auf die Seuchenbekämpfung aufmerksam machen, die für den Einzelnen um so wirksamer und sicherer ist, je weiter er den Kreis der Mitmenschen zieht, bei denen er mit seinen Abwehr- und Bekämpfungsmaßregeln einsetzt. Ich will Ihnen nur das eine vielsagende Schlagwort nennen: soziale Medizin.

Vielleicht ist es mir gelungen Sie zu überzeugen, daß tatsächlich die moderne Medizin und namentlich die Hygiene sehr wesentliche Berührungspunkte und Parallelen mit dem Protestantismus besitzen. Ich will nur noch eine Frage aufwerfen. Wie weit sind wir in Mitten unseres Volkes auf dem Gebiete der praktischen Hygiene, d. i. der Uebertragung ihrer Lehren auf unser Leben? Wenn schon die Verhältnisse, wie Sie sich auf der Ausstellung selbst überzeugen können, bei uns nicht ungünstig genannt werden dürfen — ich mache Sie da insbesondere auf die Darstellung unserer Kindersterblichkeit aufmerksam —, so sind sie so doch, Gott Lob! nicht so vollkommen, daß sie nicht noch einer sehr wesentlichen Besserung fähig wären, daß nicht auch auf diesem Wege die so wünschenswerte Steigerung unserer Volkskraft möglich wäre. Ich freue mich dieser Zurückgebliebenheit, da ihre Behebung nicht durch unabänderliche Naturgesetze behindert ist, sondern fast ganz allein von uns abhängt, das heißt von unserem Willen und unserer Erkenntnis.

Die Willensenergie, die zu einem hygienisch harmonischen Leben nötig ist, müssen Sie, verehrte Anwesende! aufbringen; jeder Einzelne muß sie aufbringen, und gewiß, Sie werden es, wenn Sie sich stets vor Augen halten, daß Sie damit nicht nur Ihr eigenes leibliches Wohlbefinden sichern, sondern auch den Bestand unseres Volkes, und was mehr noch, dessen erhöhte Geltung auf diesem von der Ahnen Schweiß und Blut gedüngten Heimatboden unseres ungarischen Vaterlandes.

Die erforderlichen hygienischen Kenntnisse zu vermitteln und sie in immer weitere Kreise unserer Volksgenossen zu tragen, das sehen wir als unsere Pflicht an, als die besondere völkische Aufgabe, die die sächsische Aerzteschaft, der siebenbürgische Aerzteverein zu erfüllen hat. Aus dem Bewußtsein dieser Pflicht haben wir die gegenwärtige Ausstellung veranstaltet. Möge sie ihren Zweck erfüllen, möge von ihr das Licht der hygienischen Erkenntnis siegreich ausstrahlen bis in die entlegensten Täler unserer teuern Heimat, zum Heil und Segen für unser sächsisches Volk!

Josef Bacon

Von Siebenbürgen

Siebenbürgen hatte für mich als Kind und lange noch etwas Märchenhaftes. Das machte der Name und die Geschichte vom Rattenfänger. Später lernte ich, daß es mit dem Rattenfänger nichts war. Ich lernte auch Manche kennen, die dort gewesen waren, und sie erzählten so viel, daß ich das Gefühl hatte, als brauchte ich selber gar nicht erst hinzureisen.

Nun, da ich endlich dort war, wirkte der Aufenthalt fast wie ein Vorwurf auf mich: weshalb so spät? Ich spürte deutlich, daß wir eine Besuchspflicht haben gegen diese unsere Stammes- und Glaubensgenossen.

*

Gewiß, die Reise ist weit. Aber wenn man früh 7 in Budapest den Tages-Schnellzug besteigt, ist man abends in der neunten Stunde in Hermannstadt. Und schon von Mittag an, hinter Arad, grüßt einen das siebenbürgische Waldgebirge. Die Fahrt durch die Pußta wird einem, wenn man nur gut Wetter hat, für das erste Mal auch nicht lang: wie viel gibts da zu beobachten! Später aber, welch schöne Landschaft! Und der Weg über Klausenburg soll noch schöner sein.

Das Härteste, was man unterwegs zu überwinden hat, ist die ungarische Sprache. Zwar fehlt es nirgends an Leuten, die deutsch sprechen und einem aufs liebenswürdigste entgegenkommen. Aber von dem Augenblick an, wo in Marchegg der Bahnschaffner eiligst den Zettel „Nichtraucher" mit dem andern „Nem dohányzóknak" vertauscht, keine Inschrift, kein gedrucktes Wort mehr, das man verstände — oder erraten könnte! Man ist in Rumänien dann förmlich erquickt von den bekannten Lauten der doch auch unbekannten Sprache. Aber wenn man nun in Budapest nicht die Spur eines englischen, französischen oder deutschen Hilfswortes gefunden hat, wenn man sich an der Magyarisierung alter deutscher Ortsnamen unterwegs geärgert hat: wie wundersam berührt einen dann die rein deutsche Welt in Hermannstadt! Gewiß, Völkergemisch des Ostens auch dort. Aber das Gepräge der Stadt, die Menschenwelt, in die man eintaucht, das Volk, mit dem man nun eine kleine Weile leben wird, so ganz deutsch. Beinahe deutscher als wir daheim. Und anders als in Amerika, wo mich das Deutsche doch immer als etwas nicht Bodenständiges berührte, auch wo es mächtig und massig auftrat: hier eine deutsche Welt von alter Seßhaftigkeit, in siegreichen Kämpfen des Schwertes und der Kultur durch Jahrhunderte bewährt. Alles vertraut, heimisch — und doch wieder fremd genug, um einen in höchster Spannung zu erhalten.

*

Es traf sich, daß vom 22.—25. August „der Verein" tagte. In Mediasch, einer an der großen Kokel freundlich gelegenen Stadt von 9000 Einwohnern, darunter 4000 Sachsen.*) Die Aufgabe, die eine solche Tagung dem Festort zumutet, ist keine geringe; sie wurde vortrefflich gelöst, nicht ohne Verdienst des herrlichen Wetters, das sich wenigstens für den Haupttag einstellte. Das Sachsenvolk in Siebenbürgen, 220000 an Zahl (etwas mehr also, als wir in Deutschland Dänen haben), ist über ein großes Land zerstreut; um so wichtiger nun diese Jahresversammlung. Man mag sie einen Familientag nennen, eine Heerschau, einen Landsthing. Die drei Hauptvereine, die zu ihren Sitzungen und Festlichkeiten einladen, sind der Verein für siebenbürgische Landeskunde (historische und naturhistorische Sektion), der siebenbürgische Karpathenverein und der Gustav Adolf-Verein. Dazu kommen die Frauenvereine, der Aerzteverein, der Sebastian Hann-Verein (für Kunst und Kunstgewerbe

*) Genauer laut Volkszählung von 1910: Deutsche 3910 (jährliche Zunahme seit dreißig Jahren 15), Rumänen 2729 (jährliche Zunahme 27), Magyaren 1694 (jährliche Zunahme 32), Juden 553.

der Heimat: Sebastian Hann war ein Goldschmied), die Guttemplerloge, der Verband siebenbürgisch-sächsischer Hochschüler. Von der hygienischen Ausstellung, die der Aerzteverein veranstaltete, wissen unsre Leser durch die Eröffnungsrede des Herrn Dr. Bacon. Ein Kirchenkonzert bot Bach (Kantate Nr. 40), Haydn (ersten Teil der Schöpfung) und Andres; die Soli waren alle durch Kräfte aus der Feststadt bestritten. Der Höhepunkt des Ganzen, rein als Effekt für Auge und Gemüt, war doch das Volksturnen am Sonntag Nachmittag: auf schönstem Platze bei goldenem Sonnenschein und schließlich aufgehendem Vollmond 2260 Burschen und Mädchen (etwa gleichviel), die Jugendblüte des Mediascher und Schelker Kirchenbezirks in köstlicher Frische und Disziplin.

Völkisches und Kirchliches fließen völlig in einander. Untrennbar. Ueber allem steht der sächsische Bischof, hinter allem die Landeskirche. Das Verfassungsmäßige tritt aber hier im „Verein" ganz zurück, es ist alles Person, Freiheit und Sitte. Unter den Organisationen die oberste, wichtigste, geliebteste ist der Gustav Adolf-Verein. Ihm war der Sonntag Vormittag gewidmet mit zwei Parallelgottesdiensten, dem einen in der stolzen Mediascher Kirche, dem andern vor der „Jugend" (an Viertausend) im Freien; darnach die Hauptversammlung des siebenbürgischen Hauptvereins mit Ueberreichung der Festgaben *) in der Kirche. Die ganze Mediascher Tagung, aber vorzüglich die des Gustav Adolf-Vereins, hatte diesmal besonderen Glanz durch die Anwesenheit des Vorsitzenden des Zentralvorstandes, D. Hartung aus Leipzig. Er hielt auch in der Kirche die Festpredigt. Man wird die Bedeutung eines solchen Ereignisses insbesondere für den gemeinen Mann im Sachsenlande bei uns im Reiche kaum nachempfinden können.

*

Eines Tages machten wir mit D. Hartung eine Fahrt nach drei armen Gustav Adolf-Gemeinden. Der Vermögensstand der Kirchen im Lande ist ja außerordentlich verschieden, unser Weg führte uns sonst meist in reichere Ortschaften. Heltau hat einen Kirchenschatz an goldnen Geräten, herübergerettet durch Krieg und Plünderung von Jahrhunderten, wie ich ihn im Besitz einer Dorfkirche nicht für möglich gehalten habe. Bekanntlich waren im Sachsenlande die Kirchen die Burgen, die dem Volke Zuflucht boten vor feindlichem Ueberfall. Hochragende Gebäude, von zwei und dreifacher Mauer und starken Türmen umgeben. Ganz herrlich zum Teil in ihrer Bauweise, kaum eine ohne erhaltenes Kunstwerk und wären es nur reich geschnitzte Holzstühle oder Spuren alter Malerei; zwischen den mehr oder minder erhaltenen Mauern heut Gärten jeglichen Stils, gepflegte und wilde. Die ganze Kirchenburg immer wieder das Entzücken und die Bewunderung herausfordernd. Daneben das stattliche Pfarrhaus mit seiner antiken und doch auch für den modernen Menschen so angenehmen Gastlichkeit.

Sonntag vor den Mediascher Vereinstagen durften wir eine Schulweihe mitfeiern. In Alzen. Der Bischof wurde in dreistündiger Fahrt von Hermannstadt sechsspännig mit blumengeschmücktem Wagen dazu eingeholt; wir durften ihn begleiten. Ergreifend die Begrüßung in dem Sachsendorf, das wir vorher kurz durchfuhren: das Glockengeläut, die Aufstellung der Gemeinde, die Ansprache des Pfarrers, die Antwort des Bischofs; vor allem die schwer ernste und bis zur Träne gerührte Haltung der Männer. Dann an der Grenze des Festdorfs fünfzig bis sechzig berittene Burschen; Begrüßungsansprache des Oberstuhlrichters vom Bezirk. Unter dem Schutz der prächtigen Reiter ins Dorf, wo im Pfarrhofe uns die Festgemeinde erwartete. Begrüßungen. Kirchgang. Schulweihe. Gemeinsames Essen der ganzen Gemeinde (250 Personen etwa) im neuen Schulhause. Nachmittag Tanz im Freien unter Assistenz des Bischofs und des Pfarrers. Alles überaus harmonisch, freudig-ernst, volkstümlich.

Ich habe der Trachten noch nicht gedacht. Hier in Leschkirch und Alzen sahen wir sie zuerst. Man ist verwöhnt und anspruchsvoll, wenn man aus Hessen kommt: eigenartiger, farbiger gibt es nichts als eine Schwälmer Gemeinde im Hochzeitsstaat. Was man aber in Siebenbürgen auf dem Lande an Sonn- und Festtagen noch sieht, auch in den Deputationen und in der Jugend der Mediascher Tagung zu sehen bekam, wurde man nicht müde zu genießen. Besonders die Männer in ihren weißen, rot gestickten Schafpelzen, die sie eben nur zum Kirchgang tragen, aber da auch im heißen Sommer, boten einen unvergeßlich schönen Anblick. Aber auch die jungen Frauen, geschmückt wie die Bräute, von altem Reichtum. Ich kann nicht daran denken, das näher zu beschreiben.

*

Die sächsische Landeskirche ist ausgestattet mit einem stolzen höhern Schulwesen, mit Anstalten und Stiftungen aller Art. Aber sie ist im Grunde eine Landkirche, eine Bauernkirche. Hier, im Landvolk, ruhen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Der rechte Pfarrer ist ein Bauernpfarrer, im guten Sinne des Worts. Heute also ein Raiffeisenpfarrer. Das kann und wird auf absehbare Zeit so bleiben. Der Kampf um den Boden mit den stark anwachsenden Rumänen wird tapfer und immer einsichtiger, darum nicht ohne Erfolg geführt werden. Der gesunde Sinn des Volkes für das, was ihm zu seiner Erhaltung not tut, wird es immer wieder stark machen zu sittlicher Zucht in den hergebrachten Formen der Gegenseitigkeit und wird es von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder aufs innigste verbinden mit seiner Kirche. Der Pfarrherr, der seine Mission begreift, die Pfarrerin, die ihm, mit kaum minder wichtigen Gemeindeaufgaben betraut, wacker zur Seite steht, werden noch auf lange Zeiten unter diesen Menschen eine innerlich beglückende und Segen schaffende, im Wesentlichen unveränderte Existenz haben.

Die Schwierigkeit liegt in den Städten, bei den Gebildeten. An das Tor der alten Volks- und Bauernkirche pocht eben auch die neue Zeit. Am wenigsten bedrohlich ist die moderne Theologie. Haben die Pfarrer nur das Herz auf dem rechten Fleck, so wird die nüchtern-praktische Frömmigkeit der Sachsen von theologischen Entwickelungen nicht leicht erschüttert werden. Aber als ein Neues meldet sich hier moderne Orthodoxie, dort Gemeinschaftschristentum, gar — etwa über Amerika, durch Vermittelung Ausgewanderter — Sektentum. Von alledem kann diese Kirche gerne ein wenig mit Gewinn vertragen, aber viel davon darf es nicht werden. Moderne Frauenbewegung, Guttemplerorden, allerlei Individualismus und Aesthetizismus besonders unter dem jüngern studierenden Geschlecht will anerkannt und verarbeitet sein. Noch sucht und findet auch das Neue seinen Anschluß an Landeskirche und Volk. Kirche und Volk, beide sind immer zugleich gefährdet, beansprucht, gefördert. Kirche und Volk sind eins.

*

Die rein nationale Art der siebenbürgischen Landeskirche stellt sie nach ihrer äußeren Daseinsform mitten hinein in die geistige Welt, in der wir sie von uns aus auch geographisch sehen: in den Orient. Sie ist Volk im Volk, Staat im Staate. Ihr Bischof ihr Fürst, die sächsische Nation im Staate Ungarn ebenso repräsentierend, wie der rumänische Erzbischof die seine. Indem nun dennoch alles gut protestantisch ist, sich in voller

*) Vielleicht hat eine genaue und vollständige Liste der Geber und der Bestimmungen ihr Interesse. Jede Gabe wurde durch eine besondre Deputation überreicht. Geber 1. Stadt Mediasch: Kirchengemeinde, Frauenverein, Mädchenverein, Nachbarschaften (s. u.), Verein junger Kaufleute, Gewerbegehilfenverein, Obergymnasiasten, Untergymnasiasten, Volksschüler. 2. Zweigvereine Mediasch und Schelk: Presbyterien des Mediascher Kirchenbezirks, Nachbarschaften des Schelker Bezirks, Raiffeisenvereine des Mediascher Bezirks, Bruderschaften des Mediascher, des Schelker Bezirks, Schwesterschaften desgleichen, Frauenvereine desgleichen, Schulkinder desgleichen. 3. Lehrer und Volksschüler der Landeskirche infolge Beschlusses des siebenbürgisch-sächsischen Lehrertages. 4. Logen des siebenbürgisch-sächsischen Zweiges des Guttemplerordens. Bestimmungen: zur freien Verfügung des Bischofs, zur freien Verfügung D. Hartungs, für die Honterusgemeinde in ... town N. A. (Honterus der Reformator Siebenbürgens, in Amerika bestehen einige siebenbürgisch-sächsische Gemeinden), für eine Gemeinde in Oesterreich, eine in Posen, eine in Rheinland-Westfalen, für das siebenbürgisch-landeskirchliche Waisenhaus in Birthälm, für das deutsche Schülerheim in Bloemfontain (Transvaal). In Summa 4851 Kronen 99 Heller. Dazu die Kollekten beim Hauptgottesdienst und beim Festessen; alles in allem an diesem Tage für Gustav Adolf-Zwecke in Mediasch gespendet 5327 Kronen 94 Heller, d. i. rund 4528 Mark.

geistiger Eintracht mit unsrer deutsch-lutherischen Art bewußt und willensstark behauptet, stellt dieselbe Kirche dennoch ein Stück Okzident dar. Auf dieser Verbindung östlicher und westlicher Art ruht der einzigartige Reiz der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche.

Vielleicht daß die Sachsen selber die Erinnerung an den Orient ganz und energisch ablehnen. Sie bezieht sich auch nur auf ein Aeußerliches, das aber doch in seiner Umwelt stark auf den Beschauer wirkt. Dagegen ist das große mittelalterliche Erbe anerkannt. Der Korporationsgeist des Mittelalters war das Schöpferisch-Bestimmende, von dem diese Bauernkirche noch lebt. Mit ihren „Nachbarschaften“ „Bruderschaften“ „Schwesternschaften“,*) mit ihrem Ineinander von Kirche und Schule, mit ihrem Klerikerstande. Ich will nur bei dem Letzten verweilen. In den Lehrern und Geistlichen des Volkes lebt der alte Klerus fort, der das Privilegium der Bildung besaß. Gewiß gibt es seit lange auch sächsische Juristen und Aerzte, aber sie ordnen sich doch mehr oder minder in diesen Klerus ein. Es sind die Pfarrer, die nicht nur Theologie studiert haben, sondern zugleich Philologie oder Naturwissenschaften, die erst etliche Jahre Lehrer in diesen profanen Disziplinen waren, ehe sie Pfarrer wurden — sie sind es, welche den Charakter dieser Schicht bestimmen und die Führung in der Hand haben. Nimmt man hinzu, daß auch den seminaristisch gebildeten Lehrern die Ordination und damit nicht nur das Hilfspredigeramt, sondern auch das Pfarramt freisteht, daß heute noch die Hälfte der sächsischen Pfarrer diesen Weg gegangen ist, so ergibt sich ein ständischer Zusammenhang und ein Ausgleich der Bildung zwischen Lehrern und Pfarrern, wie man ihn heute auf deutschem und protestantischem Boden nirgends mehr findet. Mag bei dem Durchschnitt die Theologie als Wissenschaft darunter leiden, wie denn an unsern Universitäten das halbierte Studium der siebenbürgischen Studenten in keinem besondern Ansehn steht: Tatsache ist doch, daß die Kirche darum an tüchtigen und hervorragenden Theologen keinen Mangel leidet, und daß umgekehrt die profane Gelehrsamkeit einzelner Theologen in einem Grade sich bewährt, wie wir das gar nicht mehr gewohnt sind. Am meisten kommt dies begreiflicherweise der Germanistik zu gute: das Studium der eignen Volkssprache muß im Vordergrunde stehn. Klassisches Zeugnis dafür ist das über jedes Lob erhabene „Siebenbürgisch-sächsische Wörterbuch“.**) In zweiter Linie steht das Geschichtsstudium als Erforschung der eignen Volksgeschichte: das Werk des Bischofs Gottfried Daniel Teutsch „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“ hat sein Sohn und Nachfolger Friedrich Teutsch fortgesetzt.***) Quellen und Urkunden werden mit allen Feinheiten moderner Wissenschaft herausgegeben. Vom „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ ist 1912 der achtunddreißigste Band einer Neuen Folge erschienen.†) Indem aber auch die naturhistorische Forschung sich ganz in diesen Rahmen einfügt, gewinnt das wissenschaftliche Leben, der gelehrte Betrieb jene Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die den aus der modernen Fachzersplitterung Herkommenden im besten Sinne „mittelalterlich“ anmutet.

Aber die Behaglichkeit des alten Zustandes ist auch hier bedroht und schon in der Auflösung begriffen. Es gibt Oberlehrer, die später nicht Pfarrer werden, in steigendem Maße. Und es gibt seit wenigen Jahren laut landeskirchlichem Beschluß Theologen, die nicht erst Oberlehrer werden und darum auch gar nichts Andres studiert haben als Theologie. So sehr dies nach der einen Seite hin Vertiefung des Pfarrerstandes bedeutet, so wird die alte Verwachsenheit von Lehrern und Pfarrern darüber Schaden leiden. Wenn der nationalkirchliche Sinn doch stark genug ist, die beiden Stände zusammenzuhalten, mag das immerhin sein; aber hier liegt eine der Schwierigkeiten, die aus der gebildeten Schicht kommend das Sachsenvolk und die Sachsenkirche künftig überwinden soll. Die Bauern draußen sehen mit einiger Verwunderung auf den blutjungen Pfarrer neuester Observanz. Aber sie werden sich ja daran gewöhnen; und in Siebenbürgen ist vielleicht der Platz dieser reinen Theologen für den Amtsanfang die Stadt. Jedenfalls dürfen die andern beiden Typen nicht verschwinden; sie sind ein beneidenswerter Vorzug dieser Kirche.*)

*) Ueber Nachbarschaften, Bruderschaften, Schwesternschaften, Frauenvereine, ihre Organisation und Arbeitsordnung ist schon früher in der Christlichen Welt berichtet worden. Vgl. 1887 Nr. 14, 1901 Nr. 39. Es wäre aber sehr willkommen, wenn ein Einheimischer das unsern heutigen Lesern noch einmal recht anschaulich schildern wollte.

**) Straßburg, Karl J. Trübner. Drei Hefte, bearbeitet von Stadtpfarrer Adolf Schullerus in Hermannstadt, liegen vor. Fünfzehn sollen es werden.

***) Hermannstadt, W. Krafft. Drei Bände. 18, gebunden 22 Mk. Der dritte Band erschien 1910. Die Darstellung geht bis 1868.

†) Das „Archiv“ ist doch wohl in allen unsern besseren Bibliotheken? Auf dem Umschlag der Hefte findet sich das Wichtigste der einheimischen Literatur.

*

Seit zum letzten Mal eine Welle siebenbürgischer Reiseberichte**) über Deutschland hingegangen ist, seit dem Jahre der Denkmalserrichtung für Bischof Teutsch, 1899, hat sich in der Lage des Sachsenvolkes vor allem Eins geändert. Es hat angefangen, sich im Staate Ungarn einzurichten. Seine dreizehn Abgeordneten im Pester Parlament gehören zur Regierungspartei. Das mag mit den Regierungen selbst dem Wechsel unterworfen sein. Aber dadurch wird die Tatsache nicht umgestürzt, daß Magyaren und Sachsen angefangen haben, ihre Interessengemeinschaft innerhalb ihres Staatswesens zu erkennen und zu betätigen. Die Zukunft wird weitere Konsequenzen in dieser Richtung bringen.***)

Mancher von den Aelteren mag sich schwer darein finden. Vielleicht haben die Abgeordneten daheim nicht überall leichten Stand. Sie sind ja in dem Moment, wo sie den Anschluß an den ungarischen Staat mit entschlossener Politik vollziehen, ein ganz neues Element im sächsischen Volksganzen. Um Verrat, um Ueberlauf handelt es sich dabei so wenig wie überhaupt um Sympathie und Antipathie. Magyaren und Sachsen lieben sich so wenig wie je. Aber sie erkennen auf beiden Seiten, daß eine weitgehende Gemeinsamkeit des Interesses zwischen ihnen besteht. Und das kann dauerndere Folgen zeitigen als Liebe und Haß, mag auch die Entwicklung langsam und nicht immer geradlinig vor sich gehn.

Die Jungen finden sich wohl in die neue Lage. Manche vielleicht zu rasch. Anderseits fehlt es an „Grünen“ nicht, die als „Alldeutsche“ von deutschen und österreichischen Universitäten heimkehren. Indessen jene Alldeutschen, die ihren völkischen Eifer an Wolff und Schönerer entflammten, haben dem Sachsenvolke wenig gedient: die meisten sind drüben in Oesterreich geblieben — und was hatte die sächsische Nation davon? An der Scholle halten ist hier alles.

Was die Sachsen und die Ungarn zusammenzwingt, ist die gemeinsame rumänische (und slawische) Gefahr. Kommt in irgend einer Form das allgemeine Wahlrecht, gar für die Kommunen, so ist siebenbürgisch-sächsische Kultur dem mißtrauischen und rückständigen, aber an Zahl übermächtigen Rumänen wie ausgeliefert, und Niemand sieht, wie es dann gehen soll. In einer ganz ähnlichen Lage aber ist das herrschende Magyarenvolk gegenüber der Gesamtmasse der von ihm beherrschten Rumänen und Slawen. So ist es natürlich, daß die beiden Herrenvölker im Staate sich finden.

Ich enthalte mich darüber jeden Urteils, gebe lieber hier nach der Deutsch-ungarischen Korrespondenz (laut Kronstädter Zeitung vom 15. und 21. Dezember 1911) die wichtigsten Zahlen der offiziell noch nicht verarbeiteten letzten Volkszählung von 1910. Siebenbürgen hatte

	Einwohner	Ungarn	Deutsche	Rumänen	Juden
1900	2 476 998	761 929	233 019	1 397 282	53 065
1910	2 664 012	811 861	256 834	1 498 558	58 945
Zuwachs	7,55 %	6,47 %	10,22 %	6,76 %	11,09 %

*) Sehr interessant für den Theologen: Verhandlungen der geistlichen Generalsynode usw. Hermannstadt (Kommission Franz Michaelis) 1911. Und: Der zweite siebenbürgisch-sächsische Pfarrertag. Hermannstadt (Kommission W. Krafft) 1912. Vgl. Fr. Teutsch, Die Kirchlichen Verhältnisse Siebenbürgens. Halle, Eugen Strien 1906. 1 Mk.

**) Vgl. Christliche Welt 1899 Nr. 43 und 52. Besonders empfehlenswert v. Schubert, Siebenbürgen. Drei Vorträge. Tübingen, J. C. B. Mohr 1900. 68 S.

***) Vgl. Neugeboren, Die Kultur der Siebenbürger Sachsen. In Band 32 Heft 1 der Oesterreichischen Rundschau, 1912. 1,50 Mk.

Der Prozentsatz der Zunahme ist für die Deutschen nicht schlecht. Aber er kommt mehr dem deutschen Element überhaupt als sächsischer Nation und Kirche zu gute: Sachsen rechnet man, wie oben gesagt, 220 000. Ich vermisse übrigens die Zigeuner, für deren Erscheinung und Niederlassung sich der Fremde stark interessiert! — Es seien noch die Ziffern der Zählung für ganz Ungarn zugefügt, ohne daß wir dieser Völkerstatistik weiter nachgehen wollen. Nur wird man sagen dürfen, daß die Ziffern für die Magyaren zu hoch ausgefallen sind.

	Gesamtbevölkerung	Magyaren	Deutsche	Rumänen
1910:	18 304 715	8 516 597	2 215 090	3 066 880
Prozentualer Anteil an der Gesamtbevölkerung:		46,5 %	12,1 %	16,75 %

Serben	Slowaken	Ruthenen	Kroaten	Juden	Sonstige
498 819	2 099 658	436 605	932 593	932 593	339 486
2,73 %	11,53 %	2,38 %	5,09 %	1,08 %	1,80 %

Jedenfalls sind die Rumänen den Sachsen an Seelenzahl weit überlegen. Und da sie zugestandnermaßen von den Sachsen fortwährend lernen und also stetig in kultureller Aufwärtsentwickelung begriffen sind, so bedroht das die sächsische Nation in ihrer bevorzugten Stellung ernstlich. Wie oft wiederholt sich das Bild: stolz liegt das Sachsendorf da, um seine hochragende Kirchenburg her, aber am Ende des rumänischen Dorfteils ruht klein und bescheiden das rumänische Kirchlein wie ein weißes Kätzchen, das auf seine Stunde lauert: „Warte nur, ich fresse euch alle." Nun, so schnell wird das nicht gehen. Noch ist das Sachsenvolk gesund, stark, klug. Und wenn städtisches Wesen, wenn Ueberkultur nicht innern Schaden bringen, wenn mit sittlicher und wirtschaftlicher Tapferkeit dieser ebenso ethische wie wirtschaftliche Kampf geführt wird, so muß auch hier ein modus vivendi zwischen den Menschen sich finden und vor einem Finis Saxoniae braucht einem nicht bange zu sein.

*

Ich schließe mit einem Bilde, mit dem ich hätte anfangen sollen. Auf der Hinreise besuchten wir einen magyarischen Freund, etliche Meilen nordwärts von Budapest. Zu unserm Erstaunen fanden wir ihn als Pastor nicht einer magyarischen, sondern einer rein deutschen Gemeinde. Er predigt ihr allsonntäglich deutsch, aber seine Mutter- und Familiensprache ist ungarisch. Was uns nun das Merkwürdigste war: diese deutsche Gemeinde, mitten in magyarischer Umgebung, ganz isoliert, hat sich ihr Deutschtum erhalten und erhält es sich rein aus eigner Kraft. Mit Hilfe der Predigt, des Gesangbuchs, der Bibel hat sie es sich aus den Tagen der Reformation durch die Zeiten der Gegenreformation herübergerettet. Ihr Gesangbuch, aus dem sie noch heute singt, ist von 1770: Glaubiger Kinder Gottes Englische Singschule hier auf Erden Gott zu Lobe dem Nechsten zur Erbauung und sich selbst im Herrn zu erfreuen eröffnet von Johann Dietrich Herrichen S. S. Theol. Stud. Nebst eines wohlehrwürdigen Ev. Ministerii der kgl. freyen Bergstadt Schemnitz in Ungarn Vorrede. Regensburg 1770. (Erste Auflage Ulm 1717.) Ueber dreizehnhundert Lieder, treffliche Texte. Wir konnten aber nicht mitsingen, denn der Choral wurde mit so komplizierten Schleifen verziert, wie ich es ähnlich nur bei den evangelischen Polen in Schildberg gefunden habe: die Melodie ging in diesen Verzierungen fast unter. Aber die Sprache der Leute war so gut deutsch wie unsers Landvolks daheim.

Ihre Väter sind als Bergleute um 1500 hergekommen, sie selbst sind heute Weinbauern. Die Zeiten der Gegenreformation bis zum Josefinischen Edikt haben sie still durchgehalten, Glauben und Bibel bewahrend. Von einem Deutschen Schulverein oder Gustav-Adolf-Verein wußte die Gemeinde nichts und hat niemals im Namen des Deutschtums oder des Protestantismus Unterstützung empfangen.

Da soll man noch sagen, unser deutsches Wesen hielte sich nicht in der Fremde. Diese kleine Dorfgemeinde wie das siebenbürgische Sachsenvolk protestieren. Was echt und stark ist, hält sich schon, — und das Schwache soll man stärken.

R

Unter allerlei Kanzeln

Reisezeit ists. Die Stadtleute flüchten aus der erschlaffenden Sonnenglut ihres Häusermeeres ins frische Grün der Wälder, in die reine Höhenluft der Berge, aus lärmender Vielgeschäftigkeit in die Einsamkeit und Stille. Je stiller das Plätzchen, je verborgener und weltabgeschiedener der Ort, desto lieber und begehrter. Auch ich möchte mich einmal losreißen, aber nicht um mich in einer abgeschiedenen Stille zu vergraben; die Sorge des Alltags schlüpft da nur zu leicht ins Reisegepäck mit hinein. Nein, ich möchte als rüstiger Wandersmann im lieben Vaterland umherschweifen, möchte am Werkeltag in Stadt und Land die Leute bei ihrer Last und Lust sehen und dann am lieben Sonntagmorgen mir irgendwo in einem Dorfkirchlein ein stilles Plätzchen suchen.

Mancher Leser lächelt vielleicht über diesen seltsamen Wunsch und hält mich darum für einen Sonderling. Das bin ich nun ganz und gar nicht. Aber wer Sonntag für Sonntag, Vormittags und oft auch Nachmittags, auf derselben Kanzel stehen muß, jahraus und jahrein, dem muß doch wohl, wenn er nicht ganz versauern will, das tiefe Bedürfnis kommen, auch einmal unter andern Kanzeln zu sitzen. Viele sehen freilich in dem Beruf des Landpfarrers ein Paradies der Behaglichkeit und Ruhe, so recht ein ländliches Stillleben. Besonders unsere liebwerten Amtsbrüder in der Stadt pflegen mit einem gewissen Neid auf uns Dorfpfarrer herabzusehen, nachdem sie nichts Eiligeres zu tun hatten, als möglichst schleunig den Staub der Dorfstraße von ihren Füßen zu schütteln. Nun wird ein rechter Dorfpfarrer immer dankbar sein für den unermeßlichen Segen, der ihm aus seiner Stellung alltäglich quillt für Leib und Seele. Aber alle Vorzüge seiner Berufstätigkeit werden ihn niemals in die Versuchung bringen können, ein ländliches Stillleben führen zu wollen, vielmehr werden sie ihm täglich mit ganzem Ernst ins Bewußtsein rufen: „Du stehst auf einem schweren Posten, ganz allein, und mußt aushalten wie ein Held." In diesem Alleinsein des Dorfpfarrers liegt die Größe und Herrlichkeit seiner Aufgabe, aber auch ihre Verantwortlichkeit und Gefahr. Wer den Acker der Volksseele und den Jungborn der Volkskraft hüten soll, muß schon ein ganzer Mann sein, mit straffen Muskeln und stahlharten Nerven wie das Geschlecht, das ihn umgibt. Darum gehören gerade die Besten und Gesündesten an Leib und Seele aufs Land. Um die sterbenden Geschlechter in den Katakomben der Großstädte zu Grabe zu geleiten, genügen zur Not auch gebrochene Muskeln und verzehrte Nerven.*)

Diese Gedanken kamen mir beim Anblick eines kleinen Häufleins von Predigtwerken, die mir von allerlei Kanzeln aus Stadt und Land auf den Schreibtisch geflogen waren und mich da erwartungsvoll anlugten, welchen Reisepaß ich ihnen wohl mitgeben würde. Nun ist es mir kein angenehmes Geschäft, gedruckte Predigten zu rezensieren. Aber warum soll ich das auch? Ich will mich lieber als andächtiger Zuhörer unter diese Kanzeln setzen.

Ist doch auch die Predigtliteratur ein sehr wertvolles Stück unserer Gesamtliteratur. Man braucht nur in Bauernhäusern die abgegriffenen Predigt- und Erbauungsbücher früherer Jahrhunderte zu betrachten, die immer wieder aufgelegt werden, und kann sich ein Bild machen von der Bedeutung dieser Literatur für das Volksgemüt, für die Volksseele. Ob es wohl eine deutsche Literaturgeschichte gibt, die auch für unsere Predigtliteratur ein geeignetes Plätzchen hat? Mir ist kein solches Werk bekannt, aber es wäre das erste, für das ich einige Mark zur Verfügung hätte. Die Kunst unserer Kanzelrede erreicht doch in gewissen Erscheinungen eine solche Höhe, daß sie nur im Zusammenhang unserer gesamten Volkskultur recht gewürdigt werden kann.

Wenn ich in einer Literaturgeschichte ein Plätzchen zu vergeben hätte, so würde ich es ohne Bedenken dem trefflichen Hesselbacher zuweisen. (**Aus der Dorfkirche.** Predigten von K. Hesselbacher, früher Pfarrer in Neckarzimmern, jetzt Karlsruhe. Zweites Bändchen. Zweite Auflage. Tübingen, Mohr 1911. 161 S. 2,50, gebunden 3,50 Mk.)

Ein feines Dichtergemüt redet in diesen Predigten zu uns, und ich bin hier und da zweifelhaft gewesen, ob ich nicht weit eher dem Dichter wie dem Dorfprediger die Palme zuerkennen müßte. Hesselbacher ist ein wahrer Künstler im Schauen nnd Zeichnen der Bilder, die in reicher Fülle seinem Gemüte entquellen. Ehrlich gesagt, ists mir für eine schlichte Dorfpredigt manchmal zu viel, mehr als ein derber Magen vertragen kann. Ich esse dann lieber ein Stückchen Bauernschwarzbrot, wenns auch trocken ist. Frenssens Schule verrät sich in der Häufung schönklingender Eigenschaftswörter, von denen immer eins für eine Dorfkirche gerade genug gewesen wäre, wie auch in solchen Ausdrücken: „Jesus, der Lebenskünstler, Jesus, der Allerherrlichste, der Mann mit den ernsten und guten Augen." Recht, recht lang sind auch die Predigten. Ich würde es auf meiner Kanzel nicht ganz so machen, aber die Bauern in Neckarzimmern sind gewiß zarter besaitet als wir schwerblütigen Hessen, und der Neckarwein hat schon von alten Geschlechtern her witziger gemacht als die Buchweizengrütze unserer Väter, die wir Enkel freilich auch nur noch dem Namen nach kennen. Alles in allem bleibt uns Hesselbacher ein Bahnbrecher moderner Dorfpredigt, bei dem Niemand ohne Gewinn in die Schule gehen wird. Dabei kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Ich

*) Dies Wort werden unsre Stadtpfarrer dem Verfasser übel nehmen. Es zeugt aber von einem so glücklichen Selbstgefühl des Dorfpfarrers, daß ich es unmöglich streichen kann. D H

bin nachgerade recht mißtrauisch geworden gegen alles, was heute angeblich von Dorfkanzeln her ins Land flutet, aber ebenso gut, wenn nicht besser, auf Stadtkanzeln paßt. Vieles davon hat die Dorfkanzel gewiß nie gesehen, dafür duftet es zu stark nach der Studierstube. Bei manchem trefflichen Meister der Stadtpredigt war da mehr zu lernen.

Aus der Dorfkirche unter die Domkanzel! Konsistorialrat Hermann Josephson, Domprediger in Halle a. S., legt uns **das Vaterunser in zehn Predigten** aus, feinsinnig und schlicht, entschieden und doch weitherzig, altgläubig im besten Sinne und dabei durchaus modern, getreu Luthers Spuren folgend, aber ganz ein Kind der eignen Zeit. Einmal holt er wie zum Schlag aus gegen den Weltkongreß für freies Christentum, aber die hocherhobene Hand fällt nicht nieder, und wir werden Zeugen einer ebenso freudigen Zustimmung wie ganz entschiedenen Ablehnung. Ich kann mir wohl denken, daß die Hörer dieser Predigten nicht ruhten, bis sie dieselben auch gedruckt in den Händen hatten. (Halle a. S., Verlag von Gebauer-Schwetschke 1912. 82 S. 2,40 Mk.)*)

Wir sind unter der Domkanzel und wagen es darum auch, unter die Kanzel höchster kirchlicher Würdenträger zu treten. D. Oskar Panks Predigtjahrgang **Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht** ist in zweiter Auflage erschienen. (Halle a. S., Mühlmann 1912. 565 S. 8, gebunden 9 Mk.) Wenn ein solches Predigtwerk schon nach drei Jahren eine neue Auflage erfordert, so ist damit erwiesen, daß es nicht nur als Segens- und Dankesgruß des scheidenden Seelsorgers der engeren Gemeinde willkommen war, sondern auch in weiteren Kreisen, die dem früheren Vorsitzenden des Gustav Adolf-Vereins in Liebe und Treue anhangen, mit Freude begrüßt wurde. Der Verfasser spricht es offen aus, daß der Predigt des Evangeliums in unseren Tagen ganz neue, aus den Bedürfnissen unseres Geschlechts erwachsende Aufgaben gestellt sind; aber er selbst weiß und fühlt, daß er mit seiner homiletischen Art einem älteren Geschlecht angehört und nun am Abend seines Lebens und Wirkens seine Art nicht mehr zu wandeln vermag. Das hindert ihn jedoch nicht, das Suchen und religiöse Sehnen unserer Zeit wohl zu verstehen und ihm das alte ewige Evangelium in seiner ganzen biblischen Kraft und Schönheit darzubieten.

Eine nicht minder prächtige Gabe bietet uns Oberhofprediger D. Dr. Franz Dibelius in seinen Festpredigten **Dein Reich komme.** (Dresden, C. Ludwig Ungelenk 1912. 271 S. 2,75 Mk.) In größerer Sammlung haben Festpredigten leicht etwas Ermüdendes; man kommt bei ihnen gar nicht zur Ruhe. Dibelius packt uns in jeder neuen Festpredigt von neuem. Das liegt nicht zuletzt an der geschickten Art, wie er die geschichtliche Vergangenheit des Festortes für die Gegenwart lebendig und auch stumme Zeugen zu frohen Festpredigern macht. Sulze gab einmal den trefflichen Rat, mitunter Geschichtspredigten zu halten; hier haben wir bei Dibelius eine wirklich lebensvolle Geschichtspredigt in höchster Vollendung. Der eigne theologische Standpunkt hindert den Verfasser nicht, immer wieder die Einheit der Evangelischen bei aller Zwietracht zu betonen.

Zuletzt treten wir noch unter die Kanzel zweier Universitätsprediger, die eine im Norden, die andere im Süden. Von Otto Baumgarten erhalten wir **Predigten aus der Gegenwart,** gehalten in der Kieler Universitätsaula (Tübingen, Mohr 1911. 283 S. 3,50, gebunden 4,50 Mk.) in zweiter Auflage. Das sind ganz moderne Predigten über alle Fragen, die den modernen Menschen bewegen, und dazu für eine mehr gebildete Gemeinde berechnet; aber Christus steht auch hier überall im Mittelpunkt, ist das A und O einer jeden Predigt. Eine Predigt handelt von Christus dem Sünderheiland, eine andere zeigt die göttliche Notwendigkeit im Kreuz Christi, eine dritte predigt das Kreuz Christi als unsere Erlösung, eine weitere Christi Kreuz als unser Kreuz, und die Ostergewißheit ist nicht minder freudig und zuversichtlich wie bei Andern. Hier fordert nicht der Unglaube in der Kirche mit dem Glauben gleiches Recht, sondern hier haben wir eine Glaubenspredigt in moderner Form, die ihr gutes Recht in der Kirche von dem Herrn hat, der die modernen Menschen in die Kirche pflanzt.

Eine ganz andere Art zeigt D. Paul Wurster, Professor an der Universität Tübingen. (**In seinem Dienst.** Ein Jahrgang Predigten. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein 1912. 360 S. 5 Mk.) Von ihm erhalten wir zumeist auch Universitätspredigten der letzten Jahre, aber sie sind weit schlichter und allgemeinverständlicher als die Baumgartens. Wurster spricht immer in kurzen, klaren Sätzen. Manchmal sinds nur drei Worte. Es sind Predigten, an denen der Gebildete sich freuen und der schlichte Mann des Volkes sich erbauen kann. Wurster betont auch scharf die völkischen Unterschiede im Christentum, wenn er sagt: „Der Engländer als Christ ist anders als wir, aber sein Christentum brauchen wir nicht nachzumachen.“ Vor allem dringt er auf selbständiges Christentum; es soll nicht im Nachsprechen und Mitmachen bestehen, sondern in der Erfahrung des Lebens gewonnen werden. Ganz freimütig schildert er die geistige Entwicklung Jesu, der gelernt hat wie unser einer.

Mir war es eine heilige Freude, in stillen Stunden unter allerlei Kanzeln gesessen zu haben, und mein höchster Gewinn war dies, daß mir das alte gute Evangelium in alter und neuer Weise bezeugt wurde. Ja, Dibelius hat ganz recht, wenn er immer und immer wiederum betont, daß die evangelische Christenheit trotz aller Zwietracht und Meinungsverschiedenheit im tiefsten Grunde dennoch einmütig ist. Vor dieser Gewißheit verschwinden die unheilschwangeren Wolken der Gegenwart wie die Nebel vor der strahlenden Morgensonne.

Christian Balzer

*) Der Herr Verfasser äußert sich nicht über die Ausstattung. Sie ist herausfordernd fein und gut. Aber wir möchten grundsätzlich sagen: zu schön für ein Predigtbuch. D H

Verschiedenes

Wir zeugen vom lebendigen Gott! Predigten religiös-sozialer Pfarrer der Schweiz. Herausgegeben von J. Eugster. Jena, Eugen Diederich 1912. 334 S. 4, gebunden 5,20 Mk. [Vgl. Nr. 37 und 38]

Im Vorwort schreibt der Herausgeber dieser Predigten: „Mit dieser Schrift habe ich ein Wort eingelöst, das ich meinen Freunden vom Verein sozialistischer Kirchgenossen Zürich-Neumünster gegeben habe, die mit mir wünschen, daß Gottes Ehre und Reich unter uns und allen Menschen groß werde.“ Was haben uns die Prediger, die „teils Sozialdemokraten sind, teils Männer, welche sich keiner politischen oder religiösen Partei anschließen, aber mit jenen in allen wesentlichen Punkten einig gehen“, zu sagen? Zunächst muß vorausgeschickt werden, daß die Sammlung keine Auswahl ist, sondern 36 Predigten enthält, die dem Herausgeber von den Verfassern zur Verfügung gestellt worden waren. Das erschwert das Urteil. Keiner der Prediger erscheint einigermaßen nach der Fülle dessen, was er zu geben hat. Von einer Sammlung, wie den Ragazschen Predigten, die bei Reinhardt in Basel erschienen sind, kann man ein ungetrübteres Bild von dem erhalten, was die treibende Kraft der religiös-sozialen Bewegung bildet, und wie wenig die Befürchtung berechtigt ist, sie bringe eine Verkürzung der christlichen Verkündigung. Dagegen führt das vorliegende Buch auch in Verkürzungen hinein; wobei man jedoch annehmen kann, daß der Prediger zu andrer Stunde mehr zu sagen hatte, und daß der Gesichtspunkt, eine soziale Predigt beizusteuern, ihm in der Auswahl seines Beitrags nicht eben glücklich die Hand geführt hat. Aber reichlich entschädigen vor allem Kutter und Ragaz. Trotz der ganz andern Haltung muß man sagen, daß Kutters Predigt das Evangelium der Reformation überall zum Mittelpunkt hat, den Glauben, wie ihn die Reformatoren als den Quellpunkt der Liebe verstanden haben. Luthers Sermon von den guten Werken oder die Freiheit eines Christenmenschen neu übersetzt und angewendet. Der Kampf gegen den Kapitalismus, d. h. gegen die Herrschaft der Sachen über den Menschen und die menschliche Gemeinschaft, bildet den neuen Klang in der alten Predigt. Und der Glaube an den lebendigen Gott sucht seine Spuren auch da, wo sein Name nicht genannt wird; in dem Ruf nach Gerechtigkeit, in dem Sündenbewußtsein, in allen Regungen, die aus der Tiefe der Seele aufsteigen, lebt der unbekannte Gott. In den Gedanken und Reflexionen ist Gott tot, in der Unmittelbarkeit seelischer Aktivität, die letztlich sich auf eine neue Menschheit, auf das Reich Gottes richtet, ist er lebendig. Mehr oder weniger darf man dies als die Grundidee der religiös-sozialen Predigt ansehen, nicht bei Allen vollwertig, doch uns Reichsdeutschen ein Ton, auf den wir hören müssen. Ist unsere Verkündigung nicht allzu oft einer versöhnlichen Weltbetrachtung ähnlicher, als dem Zeugnis des Ergriffenseins von dem lebendigen Gott, das zur Auflehnung wider die Herrschaft des Unpersönlichen, der Sünde, in der Seele und besonders auch in der Gesellschaft treibt? Wie wenig dabei Monotonie zu befürchten ist, mag man aus den drei Predigten von Ragaz ersehen: Auf Gott harren — Den Unmündigen offenbar — Das Diesseits und Jenseits des Gottesreiches. Das ist doch Spannweite genug.

Wilhelm Loew

Wir Christen von heute. Von Pfarrer Dr. Gustav Beißwänger. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1911. 229 S. 3,50 Mk.

Dieses, von dem Verlag geschmackvoll ausgestattete Buch will „Menschen, die aus dem Zweifel und der religiösen Unsicherheit unsrer Tage herauskommen möchten, eine Hilfe bieten.“ Es enthält 13 leicht verständliche, jedem gebildeten Laien zugängliche Abhandlungen, deren Themata z. B. lauten: Glauben und Wissen, Moral, Gott, die Religion der Kinder, religiöse Erziehung u. s. w. Das Buch ist denen, für die es bestimmt ist, d. h. den weitesten Laienkreisen, sehr zu empfehlen; denn der Verfasser versteht es, die einzelnen Themata anziehend zu behandeln. Er legt, frei und fromm, die Probleme, um die es sich handelt, dar, ohne in den Predigerton zu verfallen oder trocken und langweilig zu werden. Das Buch ist als Geschenk, auch für die reifere Jugend, sehr geeignet.

Paul Fiebig

Moralstatistik des Königreichs Sachsen. Von J. Forberger, Pfarrer in Dresden. Halle, Verlag des Evangelischen Bundes 1912. 53 S. 80 Pfg.

Eine außerordentlich gründliche Arbeit, sehr geschickt geschrieben. Sie bietet viel mehr über Volkstum und Volksleben, als der Titel ahnen läßt.

H Pankow

Kleine Mitteilungen. Die Frankfurter Zeitung Nr. 258 Abendblatt schreibt: „Wie das preußische Kultusministerium sich zu den freieren Richtungen innerhalb der Landeskirche stellt, beweist die bisher nicht bekannte Tatsache, daß allen den Professoren, Pfarrern 2c., die vor Jahresfrist die Jathokundgebung unterzeichneten, jede Weiterbeförderung im Amte abgeschnitten worden ist, daß alle behördlichen Eingaben um Verleihung von Titeln u. s. w. an solche Persönlichkeiten vom Kultusminister bis heute abgelehnt worden sind.“ Das wird richtig sein. Der Qualität der betroffenen Kreise wird es nicht schaden.

Die Kirchenbehörden in Berlin haben eine neue Praxis eingeführt. Pastoren, die einen Verweis oder dergleichen bekommen, erhalten

aufs strengste eingeschärft, daß sie Niemandem eine Mitteilung davon machen dürfen, auch ihrem Presbyterium nicht, widrigenfalls sie weitere Maßregelung zu erwarten hätten. Ein ganz unmöglicher Tric. Denn erstens ist das psychologisch unmöglich: wie soll der Betroffene so etwas für sich behalten? Zweitens muß dergleichen durchsickern; sowie es Zwei oder Drei wissen, wissen es Alle. Drittens: was mag das für eine Strafe sein, von der Niemand wissen soll? was für ein Gericht, das die Oeffentlichkeit für seine Sprüche scheut? Seitens der Kirchenbehörde so vorgehen heißt den reinen Kriegszustand entfachen. Aber vielleicht hat es sein Gutes. Man spanne nur den Bogen immer mehr, so wird er brechen.

Im Evangelischen Allianzblatt 39 steht wider die theologischen Fakultäten Folgendes zu lesen: „Man vergegenwärtige sich doch den Tatbestand. Es ist auf den kirchlichen Lehranstalten das Feld für die wissenschaftliche Forschung in jeder Hinsicht freigegeben. Es ist ernsthaft nicht davon die Rede, daß für die Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten sittliche Voraussetzungen entscheidend sind, daß nach Jesu Wort nur der die Wahrheit erkennen kann, der bereit ist den Willen Gottes zu tun (Ev. Joh. 7,17).“ Dabei ist es recht eigentlich ein Bestandteil moderner Glaubenslehre, daß für die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit sittliche Voraussetzungen entscheidend sind, und Joh. 7, 17 ist ein immer wiederkehrender Lieblingsspruch moderner Theologie.

Unsre Freunde in Frankfurt a. M. haben an Traub folgende Adresse gerichtet:

„Es drängt uns, Ihnen bei dem harten Schlage, der Sie getroffen hat, ein Wort herzlichen Verbundenseins zu senden und uns gegenüber dem Versuche, in der öffentlichen Meinung Ihren Charakter herabzusetzen, öffentlich zu Ihnen zu bekennen.

„Wir lassen uns durch das ergangene Urteil in unserer Hochachtung für Sie nicht irre machen. Denn wir halten uns an den Grundsatz des Evangeliums, daß man einen Baum an seinen Früchten erkennt und nicht an seiner Rinde. Für uns wiegen alle die Entgleisungen, die Ihre Richter mit unheimlichem Eifer in Ihrer journalistischen Tätigkeit aufgespürt haben, leicht neben Ihren großen Verdiensten, vor denen jene die Augen verschlossen haben.

„Sie haben durch Ihre Schriften und Vorträge Hunderten von Pfarrern aller Richtungen das soziale Gewissen geschärft und unter Nationalökonomen und Sozialpolitikern das Zutrauen zur Leistungsfähigkeit der evangelischen Pfarrer neubelebt. Sie haben unermüdlich daran gearbeitet, Brücken zu schlagen zwischen freier protestantischer Frömmigkeit und allen vorwärts drängenden ethischen Bewegungen der Zeit. Sie haben durch Ihre Andachten in ungezählten, dem Gottesdienste zum guten Teil entfremdeten Häusern die Herzen erhoben. Und wenn dies alles schon vor den Augen Ihrer Richter bedeutungslos war, — wie konnten sie das Zeugnis des Dankes für Ihre pfarramtliche Tätigkeit, das Ihnen Ihre Dortmunder Gemeinde ausgestellt hat, als gleichgültig und verdächtig beiseite schieben?

„Dies wahre Bild Ihres Wesens vor Augen sprechen wir aus, daß wir Ihre Dienstentlassung als einen Raub an unserer evangelischen Kirche betrachten. Dadurch ist das Wohl der Gemeinde der verletzten Würde der Kirchenregierung, das Interesse der evangelischen Frömmigkeit der Erhaltung der Landeskirche geopfert worden. Wir befürchten nicht nur, nein! wir sehen vor Augen, daß solche Richtersprüche mehr Menschen zu heimlichem Rückzug oder zu offenem Austritt aus der Kirche treiben, als die schärfste Agitation der Freidenker und Freireligiösen es vermöchte.

„Das Einzige, was uns bei der Lektüre des Urteils mit einer gewissen Genugtuung erfüllt, ist dies, daß die evangelischen Gemeinden unserer Stadt dem Evangelischen Oberkirchenrat und dem Spruchkollegium nicht unterstehen, und daß Pfarrer und Gemeinden hier Frömmigkeit und Gemeindeleben pflegen dürfen, ohne durch eine ähnlich rückständige gesetzliche Ordnung und eine so unpersönlich schroffe Kirchenregierung gehindert und bedrückt zu werden. Wir sind fest entschlossen, der Einführung altpreußischer Methoden der Kirchenregierung und der Kirchenpolitik in unserem Bezirk nach wie vor unbedingten Widerstand entgegenzusetzen und der christlichen Freiheit bei uns Licht und Luft zu erhalten.

„Schwer davon bedrückt, daß ein solches Urteil ergehen konnte, und daß es unumstößlich ist, können wir nicht mehr tun, als Ihnen die Hand drücken und der Gewißheit Ausdruck geben, daß die Zukunft das Urteil umstoßen und Ihnen die Anerkennung bringen wird, die Ihnen heute von denen, die Macht haben, verweigert wird.“

Für die Sicherung der Zukunft Traubs gingen uns ungerufen 310 Mark zu und in gezeichneten Jahresbeiträgen 50 Mk. Indem wir Näheres unsrer Eisenacher Versammlung überlassen, bitten wir schon jetzt von Redaktions wegen, diesen Fonds zu mehren.

In diesem Augenblick trifft Harnacks Broschüre über die Dienstentlassung Traubs bei uns ein (vgl. Inserat). Sie weist nach, wie ungerechtfertigt die Schwere der Bestrafung ist, und untersucht das für die Landeskirche Symptomatische des Urteils. Wider alle Romantik und falsche Pietät wird gefordert, daß „der unerbittliche, freudige und zuversichtliche Wirklichkeits- und Wahrheitssinn in allen Fragen der Erkenntnis“, der die schönste Errungenschaft der Gegenwart ist, volles Heimatsrecht erhalte in der Landeskirche. Die Hauptsache ist, wie das alles gesagt und begründet ist. Seite 18! Wir vertrauen, daß niemand von unsern Lesern diese Schrift ungelesen lassen wird.

Die Zusammenkunft der „Freunde“ in Eisenach am 2. und 3. Oktober (vgl. Anzeigenteil) trägt zwar einen intimen Charakter, doch sind Gäste, die in ernster und freundlicher Absicht zu uns kommen, nur gern gesehen. Geschlossen ist die Generalversammlung der organisierten Freunde am 3. abends und am 4.

Die heutige Beilage Evangelisch-soziale Frauenkurse sei verständnisvoller Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen. Es handelt sich um eine Sache unsers Kreises.

Die Preisangabe 1,50 Mk. auf Spalte 936 gehört von der letzten Zeile auf die drittletzte zu v. Schubert, Siebenbürgen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Mittwoch 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Die Bedeutung der Theologie für die Religion.** Professor Harnack.

Donnerstag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Religion und Religionen.** Professor Otto.

Vertrauliche Verhandlungen. Gäste willkommen.

Mittwoch Nachmittag 1/2 5 findet die Generalversammlung des Vereins „Notwendiges Liebeswerk“ statt. Donnerstag 5 eine Besprechung in Sachen des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins. Donnerstag Abend und Freitag Vormittag die ordentliche Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“.

Im Fürstenhof stehen 75—90 Betten zur Verfügung zum Preise von 2 und 2,50 und 3 Mark. Frühstück 1,25 Mk. Vorauszubestellen unter Angabe des Preises.

Lüttringhausen. Montag 30. September 5 1/4 Uhr Düringer Hof: Die sittliche Forderung Jesu und ihre Begründung nach Weinel. — Prof. Seynsche-Barmen. — Gäste willkommen!

Nordhausen. Mittwoch 23. Oktober 8 Uhr in der Hoffnung: Gottesglaube und moderne Naturwissenschaft. Professor Weinel.

Versammlungskalender

30. Sept.—1. Okt.		Religiöser Bund (Treuga Dei) Potsdam
30. Sept. bis 4. Okt.		Theologische Woche Bethel
1.— 2.	Oktober	Jahrhundertfeier der Württembergischen Bibelanstalt Stuttgart
2.— 4.	„	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
3.— 6.	„	Evangelischer Bund Saarbrücken
5.— 7.	„	Verband für Internationale Verständigung Heidelberg
7.—10.	„	Kursus für evangelische Preßarbeiter Halle
7.—10.	„	Zweiter Missionslehrkursus Berlin
7.—11.	„	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig-Holstein Malente-Gremsmühlen
8.—18.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
10.—12.	„	Deutscher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M.
14.—19.	„	Herrnhuter Missionswoche Herrnhut
15.—16.	„	Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
17.—20.	„	Gesellschaft für Hochschulpädagogik Leipzig
21.—22.	„	Theologischer Kursus Jena
22.—23.	„	Evangelischer Kirchengesangvereinstag Frankfurt a. M.
23.—24.	„	Pastoraltheologische Konferenz für Westfalen in Unna
23.—24.	„	Nederlandsche Protestantenbond Leeuwarden
30. Okt. bis 1. Nov.		Deutsch-englische Verständigungskonferenz London
13.	November	Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt Cöthen

Cand. theol. sucht für Wintersemester Stellung als Gehilfe des Geistlichen oder ähnliches Archiv. c. th. **Müller, Herrnhut** i. Sa.

Man verlange **Probenummern** vom Verlag der Christlichen Welt

Drucksachen für Familien- und amtliche Zwecke sowie Werkdruck jeder Art liefert in tadelloser Ausführung zu mässigen Preisen
Buchdruckerei Heinr. Bauer in Marburg a. L.

Jane Welsh Carlyle

Erinnerungsblätter. Mit Bildnis. Geh. 4 M; Lnbd. 4,80 M. (Zugleich: Th. Carlyle, Lebenserinnerungen. 2. Bd.)

Die Leser der Aufsätze in den ersten Aug.-Nrn. der „C. W.“ über Carlyle's Frau machen wir auf diese Hauptquelle für das Leben der Dulderin aufmerksam. **P. Jäger** hat das Buch feinsinnig übersetzt.

Paul Drews †

Christus unser Leben. Predigten. 3 Tle. gebunden 7,50 M. (I. u. II. Bd. in 2. A., III. Bd. geh. je 2,60; geb. je 3,20 M.)

Die Kirche u. der Arbeiterstand. Ein Vortrag. 1 M.

Disputationen Dr. Martin Luthers i. d. J. 1535—45 a. d. Universität Wittenberg gehalten. Zum 1. Mal hrsg. v. Drews. 1895/6. gr. 8. 35 M.; **zeitweilig ermäßigt** 18 M.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben erscheint:

Die Dienstentlassung des Pfarrers Lic. Traub

Von **D. Adolf Harnack**

31 Seiten. 8°. Mk. —.50

Evangelischer Bund

Saarbrücken vom 4.—10. Oktober

Freitag, den 4. Oktober Sitzungen, Verhandlungen, Abgeordnetenversammlung. — 7 Uhr Eröffnungsgottesdienst in der Johanniskirche: Pfarrer Kremers in Bonn. — 8½ Uhr Begrüßungsversammlung.

Sonnabend, den 5. Oktober 10—2 Uhr Mitgliederversammlung: 1. Zur Zeitlage und zur Jahresarbeit. Direktor Lic. Everling in Halle. 2. Zur gesetzlichen Regelung der Jesuitenfrage und zur Abwehr des Jesuitismus. Professor Dr. Ortmann, M. d. R., in Torgau. — 3 Uhr Konferenzen und Besichtigungen — 8 Uhr Volksversammlung: 1. Protestantismus oder Materialismus? Professor D. Schoell in Friedberg i. H. 2. Deutschtum oder Weltbürgertum? Generalleutnant von Liebert, M. d. R., in Berlin.

Sonntag den 6. Oktober 9 Uhr Festgottesdienste in Saarbrücken und Umgebung. — 11 Uhr Hauptversammlung: Die Freiheit der Wissenschaft. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Reinke, M. d. H. in Kiel. — 2 Uhr Festzug zu einer Feier im Ehrental. — 5 Uhr Fünf Volksversammlungen: Der Evangelische Bund ein Erzieher zu protestantischer Gesinnung; Der Evangelische Bund ein Erzieher zu deutscher Treue. 1. Pfarrer Haun in Essen und Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg in Breslau; 2. Pfarrer Weltermann in Leer und Gymnasialdirektor Professor Dr. Ohly in Hamburg-Bergedorf; 3. Superintendent Kröber in Pirna und Landrichter Stephani in Lyck; 4. Pfarrer D. Weber in München-Gladbach und Amtsrichter Dr. Wolff in Zabrze; 5. Pfarrer Spannuth in Leoben und Korvettenkapitän Evert in Brunsbüttelkoog. — 8 Uhr Zwangloses Zusammensein und Kommers des akademischen Wartburgbundes.

Montag, den 7. Oktober Fahrt nach Metz und Gravelotte. — 8½ Uhr Festversammlung im Terminus.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 38. Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers. April 1910 bis Dezember 1911 — Die römische Kirche in Deuschland (Schluß) — Verschiedenes: Die offizielle Kirche in Dänemark; Die Flucht in die Oeffentlichkeit; Wieder einer; Arboe-Rasmußen; Seemansmission; Allgemeine Diakonissenstatistik; Blaues Kreuz und Gemeinschaft; Um die Nachkommenschaft

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Von Pfarrer **G. Fraedrich**

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

Professor Baumgartens „Evangelische Freiheit" schreibt: Ein Muster eines populär-apologetischen Vortrags, keck, agressiv, konkret, packend, lebendige, fast derbe Beispiele, nicht theoretisierend, sondern ad hominem sprechend, und doch ganz ohne persönliche Schärfe, mit rein sachlichem, alle Disputierkünste verschmähenden Mitteln arbeitend. Wer in seiner Gemeinde mit monistischer Agitation zu tun hat, wird viel von diesem Vorbild lernen können. Ein Teil des Vortrags erschien in der Christlichen Welt, Nr. 19, 20 und 22; aber es lohnt sich, den ganzen Vortrag anzusehen. O. L.

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. L.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Was geht uns Pfarrer die Verurteilung des Pfarrers Traub an?

Von

D. Fr. M. Schiele, Berlin

8°. 2 Bogen 50 Pfennig

Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45

Infolge des **Falls Traub** kommen entscheidende Stunden für den Protestantismus. — Am besten orientiert hierüber das Wochenblatt

Christliche Freiheit

herausgegeben von

Lic. theol. Traub-Dortmund.

Man abonniert bei der Post. Preis vierteljährlich **1 Mark 12 Pfennig.**

Verlag von Georgi-Bonn.

Im gleichen Verlag wird eine **Broschüre** erscheinen, enthaltend **sämtliche Akten** und ein **Schlußwort**

Traubs selbst.

Bestellungen werden jetzt schon entgegengenommen.

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen

in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Büroarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1912.

Prospekte und Auskunft durch die Geschäftsstelle:

Frl. Rodenacker, Charlottenburg, Marchstr. 4/5.

Billige Papiere

500 Bogen Conzeptpapier	2.— M.
500 „ Canzleipapier, hlzfr.	3.— „
500 Stück Dienstcouverts	1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose"	1.25 „
500 Stck. Billetcouverts, blau gef.	1.50 „
100 „ Correspondenzkarten . .	35 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 62

Lugano Schweiz — **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Venedig — Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik

WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: ein literarischer Prospekt der Verlagsbuchhandlung Eugen Diederichs in Jena (Neue Bücher zur religiösen Weiterentwicklung); und ein Prospekt der Evangelisch-sozialen Frauenkurse in Berlin zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen